

DC6.1. Einführung in die Philosophie 1984/1985
Hochschule für Pädagogik VII - de Olympiadeaan, 25 Antwerpen
Erstes Jahr: Logik

Inhalt: siehe S. 159

Vorwort.

(i) Der Zweck dieses dreijährigen Studiengangs ist “propädeutisch”. Propaideia” bzw. “propaideuma” bedeutet im Altgriechischen (z. B. Platon, Politeia 536d) so etwas wie “einführender (oder “elementarer”) Unterricht”.

Dabei geht es um zwei Denkinhalte: Erstens vermittelt dieser Kurs Informationen, allerdings nicht im dilettantischen (Enthusiasten-) oder fachlichen Sinne; es geht um Allgemeinbildung; zweitens vermittelt er Methode; er verliert sich also nicht in Moden oder in Ideologie (einseitiges, ja bigottes Denken).

(ii) Dieses dreijährige Grundstudium führt in erster Linie in die Philosophie (Philosophie), aber auch in die Rhetorik (Textologie) und die Berufswissenschaft (propositionale oder positive Wissenschaft) ein. Die Philosophie ist schließlich von beiden verschieden, aber nicht trennbar.

Zunächst einmal drückt der Philosoph seine Ideen in Texten aus; er stellt sich in eine Tradition von Texten (Intertextualität), die er selbst liest; ja, die Rhetorik, insbesondere seit dem griechischen Protosophismus (-450/-350), ist Textualismus und Theorie über Textualismus.

Zweitens ist der Philosoph - mit Ausnahme der irrationalistischen Denker (und diese bedienen sich immer noch des Verstandes) - bestrebt, wissenschaftlich zu arbeiten (methodisches Moment), und er hält sich, so weit wie möglich (wir leben in einer Zeit der professionellen Wissenschaft), über die Ergebnisse und Grundlagen der professionellen Wissenschaften informiert (informatives Moment). - Propädeutik” wird übrigens als Bezeichnung für das Grundstudium einer Wissenschaft verwendet.

(iii) Isokrates von Athen (-436/-338)

Er war ein Verfechter der “allgemeinen Bildung”, die die Grundlage seiner Rhetorik bildete. Philosophie und Wissenschaft waren integrale Bestandteile dieser Allgemeinbildung, die notwendig waren, um einen Text verantwortungsbewusst zu verfassen und/oder auszusprechen - wir stehen in dieser Tradition.

Anmerkung: (i) C.J. De Vogel, *Greek Philosophy, I (Thales to Plato)*, Leiden, 1950, 2, sagt, dass der Fachbegriff “filo.sophia” (wörtlich: “Weisheit”; man denke an unsere “Weisheitsphilosophie”) zwei Bedeutungen umfasst:

a. eine breite Bedeutung,

Herodot von Halikarnassos (-484/-424), der Begründer der “Geschichte” (Geologie und Ethnologie), *Hist.*, 1:30,-- später *Thukudides von Athen* (lateinisch Thukydides; -460/-399), der hochspezialisierte Begründer der Geschichte, *Pelop. Oorl.*, II: 40,-- noch später verwendet der Rhetor Isokrates von Athen (-436/-338) das Wort “Philosophie” im weiten Sinne von “Allgemeinbildung”, - man sieht, dass “sophia” (lat.: “sapientia”, Weisheit) - praktisch gesprochen - “allgemeine Entwicklung” bedeutet;

b. eine engere Bedeutung,

nämlich die spezialisierte Aneignung dessen, was seit Puthagoras von Samos (-580/-500) und den Paläoputhagoräern (den ältesten Schülern des Puthagoras (lateinisch: Pythagoras) (-500/-300) “Philosophie” genannt wird, d. h. Doch weder Puthagoras noch die Paläoputhagoräer wollten mit der antiken (archaischen) “Weisheit” brechen, d.h. mit der Gesamtheit der Fähigkeiten, die den Menschen der damaligen Zeit befähigten, das Leben und seine Aufgaben zu bewältigen.

De Vogel, o.c., 3, erwähnt kurz die sieben Weisen von Hellas, unter denen Thales von Milet (-624/-545) im Allgemeinen als der erste spezialisierte Weise (und zwar als ‘fusikos’, Physiker, Physiker und Naturphilosoph) durchgeht.

Dies zeigt, dass die Grenzen zwischen Allgemeinbildung und spezialisierter Philosophie (bzw. Berufswissenschaft und später auch Rhetorik) nicht klar gezogen sind.

(ii) Hellas (Griechenland) war unter diesem Gesichtspunkt nur ein Beispiel für ein allgemeines Kulturmuster. Man lese z.B. W.I. Irwin, *Wisdom Literature*, in: *Enc. Britann.* 1967, Chicago, 23: 601, at:

L 3

Der alte Nahe Osten (d.h. das Gebiet um Äthiopien, Ägypten; -- Mesopotamien, d.h. etwa Iran und Irak, Kleinasien (Mikrasien, Anatolien), Armenien, -- Syrien, - Arabien) kannte von den Sumerern (in Mesopotamien) und den alten Ägyptern eine reichhaltige Weisheitsliteratur, von der wir in den Weisheitsbüchern des Alten und Neuen Testaments, in Israel (ab -1200 hauptsächlich), das Bild lesen können.

Es gibt noch mehr: Das *Straßburger Kolloquium* (17./19.05.1962) zeigte uns eine Gruppe von Spezialisten, die über altägyptische (acht Studien), mesopotamische (eine Studie) und israelitische (drei Studien) Weisheit diskutierten (siehe *F. Wendel et al, Les sagesses du Proche-Orient ancien*, Paris, 1963, in dem *A. Volten, Der Begriff der maat in den Aegyptischen Weisheitstexten*, o.c., 73/101, u.a. den altägyptischen Hylozoismus (die Vorstellung, dass alle Materie lebendig ist) bei den ersten griechischen Philosophen am Werk sieht; Volten interpretiert ‘Maat’ insbesondere als ‘Seelenmaterie (flüssig)’).

Siehe auch:

-- *W. Bieder, Weisheitsliteratur*, in: *B. Reicke/ L. Rost, Biblisch-historisches Wörterbuch*, Utr./Antw., 1970, VI: 65/70 (Rezension);

-- *C.A. Keller, ebd.*, 70v. (“weise” ist gedrunen, kenntnisreich, erfahren, vernünftig; -- entwickelt, normativ, vernünftig und gewissenhaft und damit sozial); a.a.O., ebd., 63/65 (“Weisheit” ist, in moderne Begriffe übersetzt, die zusammenfassende Bezeichnung für den antiken östlichen Humanismus (“Humanismus” im Sinne von “allgemein entwickelter Weise des Menschseins”) oder “paideia” (Bildungsideal).

Mit anderen Worten, es gibt ein sehr starkes agogisches Moment in der alten östlichen Weisheit: Sie basiert auf Losgelöstheit (unabhängiges Denken) und erlösendem Verhalten (Erlösung). Dieses agogische Moment findet sich später bei den Puthagoräern und in ihrem Gefolge bei den Platonikern,

M.J. Suggs, Buch der Weisheit, in: *Enc. Britann.*, Chicago, 1967, 73: 600f.: “Die griechische Philosophie war die Erbin und in gewissem Maße die Schülerin der antiken Kontemplation des Ostens”. (a.c., 600).

Philosophische Logik (Theorie des Denkens, Dianoethik).

Seit Aristoteles von Stageira (-384/-322), dem Begründer der philosophischen Logik bzw. der Lehre vom Denken, ist die Logik auf die eine oder andere Weise immer mit der Ontologie verbunden gewesen. Daher ein erstes Kapitel zur Ontologie.

Außerdem war die Logik schon immer eine Ordnungslehre (Harmologie). Daher als zweite Einleitung ein Wort zur vergleichenden Methode, dem Kern aller Ordnungen.

Nach diesen einleitenden Kapiteln können wir problemlos zur eigentlichen Logik übergehen, in der im Wesentlichen drei Themen behandelt werden:

- Ideen (Begriffe, Konzepte),
- Urteile (Sätze, Aussagen, Behauptungen), in denen die Begriffe im Zusammenhang mit den Urteilen eine Rolle spielen;
- Argumentation (insbesondere der Syllogismus oder die Schlusserklärung), wie die Deduktion, die Reduktion (einschließlich und insbesondere die induktive Reduktion) und die Abduktion (oder Hypothese).

In der Regel wird die angewandte Logik oder Methodik in einem separaten Abschnitt behandelt. Wir werden die Anwendungen oder - wie man heute zu sagen pflegt - "Anwendungsmodelle" jedoch nicht separat behandeln, sondern in den Logiktext selbst integrieren.

- Dies sind die Hauptmerkmale des Lehrplans für das erste Jahr in Philosophie. Philosophie" war zumeist "geordnetes, d.h. logisch strenges Denken". Nicht umsonst nannten die Peripatetiker (Aristoteliker) die Logik ihres Meisters 'to organon' (lat.: instrumentum, Werkzeug, - hier des Denkvermögens).

Mehr noch: In der Tradition von Aristoteles' Lehrer Platon von Athen (-427/-347), dem Gründer der Akademie, ist eine Ordnungslehre untrennbar mit dem philosophischen Denken selbst verwoben. In diese platonische Tradition wollen wir eintreten: Alles "Sein" (die Wirklichkeit) ist Gedanke (gedankliches, investiertes Denken); Denken heißt: diesem gedanklichen "Sein" in Form von Ideen (Gedankeninhalten) zu erlauben, in uns zu vollem Bewusstsein zu kommen. Diese Art von Bewusstsein wird durch eine ontologisch basierte Logik erleichtert.

I. Einführung

I.A. Ontologische Einführung. (5/19)

In einem ersten Punkt werden wir die ontologische Methode (lemmatisch-analytisch) erläutern. In einem zweiten Punkt werden wir uns dann damit befassen:

- (i) “Sein” als Sein an sich und
- (ii) “Sein” als notwendiger und/oder hinreichender Grund (als “Horizont”).

Definition der Ontologie.

Zunächst eine Beschreibung. - Der Begriff Ontologie stammt von *Joh. Clauberg* (+1665), der in seiner *Metaphysica* (1646) sagt, ‘ontologia’ sei “eine Art von Wissen, das sich auf das Sein als Sein, d.h. insofern das Sein ist, bezieht”.

Clauberg fügt hinzu: “(Es handelt sich in dieser Hinsicht) um eine ‘natura’ (eine Seinsweise), die spezifisch ist für:

- (i) alle (Sammlung; summative Induktion) und
- (ii) jedes einzelne (singuläre) Wesen”.

Ergebnis: Eine solche Wissenschaft ist “*catholica universalis*” (universell im Gegenstand); mit anderen Worten, nichts ist von ihr ausgeschlossen (umfassend im Wesen).

2. Ontologie als Materie,

d.h. als menschliche Tätigkeit, ist jedoch viel älter: *G. Thiné A. Lempereur*, *Dictionnaire général des sciences humaines*, Paris, 1975, 673, spricht von einem Typus der Ontologie als “metaphysische” Ontologie, die der “formalen” des Phänomenologen Edmund Husserl (1859/1938) und der “fundamentalen” des Existenzdenkers Martin Heidegger (1889/1976) gegenübergestellt wird.

Wir sprechen hier in erster Linie von der “Metaphysik”, die ihren Ursprung im Denken des Parmenides von Elea (5-40/...) hat, einem der ersten griechischen Denker der Antike, und die sowohl von Aristoteles (L.4), ihrem eigentlichen Begründer, als auch von den mittelalterlichen Kirchenscholastikern (800/1450) zur vollen Entfaltung gebracht wurde. Wir haben es also mit einer alten und bewährten Tradition zu tun.

Literaturhinweis :

- *O. Willmann* (1839/1920), *Abriß der Philosophie (Philosophische Propädeutik)*, Wien, 1959-5, 329/460 (*Historische Einführung in die Metaphysik*; id., *Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke in historischer Anordnung*, Kempten / München, 1909;
- *D. Mercier*, *Metaphysique générale ou Ontologie*, Louvain / Paris, 1923-7.

Lemmatisch-analytische Ontologie.

Platon von Athen (L.4) ist der Begründer der lemmatisch-analytischen Methode. Sie läuft in zwei Schritten ab.

(i) Erstens, das Lemma, die Antizipation (praesumptio), die Vermutung (Hypothese, Annahme). Was das “Sein” betrifft, so wissen wir zunächst nur vage, was das “Sein” ist. Grund: Wir verwenden jeden Tag das Verb und das Substantiv “sein” sowie das Adjektiv “wesentlich”. Und wir setzen sie sinnvoll ein.

(Auf den folgenden Seiten werden wir nun, ausgehend von unserem zunächst vagen Begriff des Seins, das “Sein” klären, “explizieren” und weiter erhellen.

(I) - Wenn überhaupt, dann Tatsache und Seinsweise.

(1) Der gesunde Menschenverstand (*Thomas Reid* (1710/1796; *An Inquiry into the Human Mind on the Principles of Common Sense*, 1764) und die mit ihm verbundene schottische Schule hat ein Verständnis von “Sein”, “Wesen”, “wesentlich”, wie die folgende elementare Analyse der Sprache zeigt.

(i) “Wer ist Theagenes? Und Charikleia?”

Antwort: “Die Helden des Liebes- und Abenteuerromans *Aithiopika* von *Heliodoros von Ephesos* (tss. +300 und +400)”.
Anmerkung: “Sein” wird mit “wer” oder mit “Helden” ausgesprochen. Schließlich ist man” (identifizierende Sprache).

(ii) “Wo sind Charikleia und Theagenes?”

Antwort: “Sie befinden sich in der Region der Nilmündung”.

(iii) “Wie war Charikleia?”

Antwort: “Ein junges Mädchen, das auf einem Felsen sitzt - so schön, dass sie das Bild einer Göttin hat”. (So das Buch I, 2:1). (Weitere einschränkende oder typische Formulierungen).

Wir könnten so weitermachen.

Nur noch eine Frage: “Ist Charikleia da?”

In diesem Fall liegt die Betonung nicht auf dem Ort, sondern auf der bloßen Tatsache, dass sie dort ist... Die drei vorangegangenen Fragen betrafen die Was-Fragen, die letzte Frage die Oder-Fragen.

(2) M. Heidegger (L.5), bekannt für seine grundlegenden Forschungen über das “Sein” und die “Erkenntnis des Seins” (daher der Name “Fundamentalontologie”), sagt: “Menschsein (‘Dasein’) ist (i) auf eine bestimmte Weise zu sein (ii), d.h. (i) während er selbst ‘ist’, (ii) versteht der Mensch zugleich ‘so etwas wie das Sein’”. (Sein und Zeit, I, Tübingen, 1949-6 (1927-1), 17).

L 7.

Übersetzt in die Sprache des gewöhnlichen Verstandes (d.h. aller Menschen) heißt das:
“Ich bin ein Mensch: **(i)** weil wir uns selbst “sind” (auf unsere eigene Weise existieren),
(ii) wir wissen in gewisser Weise, was “Sein” im Allgemeinen ist.

So viel zum Lemma einer jeden Ontologie, d.h. ihrem Ausgangspunkt, wie vage er auch sein mag.

1. Aus der Dualität der Fragen und Antworten (L.6), oben, wird bereits der Grundbegriff des “Seins”, d.h. als Sein an sich (unabhängige Realität), herausgestellt.

1. In der Tat haben die Scholastiker (L.5) das “Sein” (esse, ens) mit dem Wort “res” (Ding, Materie) im Sinne von “an sich, objektiv, unabhängig von meinen und deinen Denkakten existierend” interpretiert.

2. Und “res” (Realität) haben sie zweifach interpretiert:

a. als “essentia” (von Aristoteles “ousia”, das Sein), d.h. als Antwort auf die “Was”-Frage, d.h. als Seinsweise;

b. als “existentia” (Existenz, Faktizität), d.h. als Antwort auf die Oder-Frage, d.h. das Sein als “Da-Sein” (faktisches Sein).

Zusammenfassung

Etwas (res, an sich, mit ähnlichen Merkmalen:

a. etwas anderes zu sein als der Rest (Komplement von “sein”);

b. da sein, inmitten der anderen (Komplement von “sein”).

Das ist das Konzept des “Seins” als Sein an sich.

Dies ist unsere erste Analyse des Lemmas “Sein”.

2. Aus diesen beiden Fragen und Antworten können wir sofort die begriffliche Reichweite des “Seins” erkennen. - Beachten Sie “den Rest” (“Komplement”) des “Seins”; jedes Mal, wenn wir eine “Note” (einen Begriff) beschreiben: wir können es nicht vermeiden! Ohne das totale Sein ist ein Moment, ein Element, ein Glied dieses allgemeinen oder totalen Seins doch gerade dieses Moment undenkbar und unsagbar.

Wie Clauberg in seiner Definition der Ontologie sagte (L.5),

(i) alle “Wesen” (Wesen) zusammen und

(ii) jedes Wesen einzeln (singulär), sie sind alle und jedes einzelne “Sein”, so dass wir sie als “Wesen” (Modi und Fakten) bezeichnen.

Der “Beweis” des Absurden.

(i) Wir haben soeben ein ontologisches “Modell” (Idee, Konzept) entworfen: Ausgehend von einem eher vagen Sprachgebrauch haben wir die Idee des “Seins” (Wesen, Essenz) auf die Dualität “Essenz/Existenz” als eine Existenz an sich geklärt.

a. Um zu verdeutlichen - es ist schwierig, von einem formalen “Beweis” zu sprechen -, dass das, was wir als Modell entworfen haben, richtig ist,

b. wir postulieren das Gegenmodell, d.h. “etwas” (?), das (i) kein Sein und (ii) keine Faktizität hat: ein solches Ding ist undenkbar und vor allem unwirklich (unreal)

Wir sagen “undenkbar” im Sinne von “nicht als real vorstellbar”. Denn wir haben es uns als Gegenmodell “vorgestellt” (aber um zu zeigen, dass es unwirklich ist (unwirklich, Nicht-Sein, “Nichts”).

Da es keine dritte Möglichkeit zwischen “Sein” und “Nichtsein” gibt, muss - hier - das Modell real und das Gegenmodell irreal sein. So viel zum konzeptionellen Inhalt.

(ii) Was den Anwendungsbereich des Konzepts betrifft, so ergibt sich folgendes Bild. Gesagt: das Gegenmodell, d.h. “etwas” jenseits des Bereichs des Seins. Offensichtlich

(i) es ist also nicht etwas anderes als das übrige Sein (denn es hat kein eigenes Sein) und

(ii) sie ist nicht da, inmitten des übrigen Seins (denn sie hat keine eigene Faktizität).

Fazit: Zweimal stellen wir fest, dass “so etwas (?) unwirklich ist”. Man sagt auch: “Ein solches Ding (?) befindet sich im ‘absoluten Nichts’ (um zu sagen, dass das ‘absolute Nichts’ ‘ist’)”.

In Bezug auf die allumfassende Natur des Seins (außerhalb derer es absolut nichts gibt), sagt man mit einem Wort, dass das Sein “transzendental” ist, weil es “absolut” ist (d.h. sich auf absolut nichts bezieht und völlig unabhängig ist).

Anmerkung: Man kann “Ontologie” durch “Realitätstheorie” ersetzen: der Leser sieht jetzt, warum.

Anmerkung:-- R.A. Koch, *Die Uraxiome in ihrer Bedeutung für die philosophischen Grunddisziplinen*, in: *Tijdschr. v. Fil.*, 31 (1969), 4: 749/766, drückt dies wie folgt aus.

L. 9.

(1) “Es gibt ein All mit allen seinen Teilen. Jedes Seiende ist **(a)** ein Teil des Alls oder **(b)** das All selbst”.

(1) “Es gibt ein Universum (transzendentes Ganzes) mit all seinen ‘Teilen’ (Momenten, Elementen). Jedes ‘Wesen’ ist entweder ein Moment des Universums oder das Universum selbst”.

“(1) Es gilt ein All mit allen seinen Teilen. Jedes ,Seiende ist ein geltendes, das Teil des Alls oder das All selbst”.

(1) Es gibt ein Universum, das “hält” (Wert repräsentiert), mit all seinen Momenten (“Teilen”) Jedes “Wesen” ist etwas, das “hält” (Wert repräsentiert), entweder dieses Universum selbst oder ein Moment davon.

Erläuterung.

Viele missverstehen die Idee des “wirklich” (Sein(e)). Wenn die Idee des “Seins” (der Wirklichkeit) als “wirklich” unbegrenzt (transzendental) verstanden werden soll, um “wirklich” ontologisch zu sein - und nicht der allzu vage Alltagsbegriff (siehe unser Lemma; L.6), - dann sollten die folgenden Bemerkungen berücksichtigt werden.

1. Das philosophisch (metaphysisch) verstandene Sein als terminus technicus (strenger Fachbegriff) schließt alles ein, - sowohl das, was wir in der Alltagssprache “real” nennen, - als auch das, was wir darin “imaginiert” nennen.

Grund: Das, was ich, Sie, alle sich vorstellen, ist nicht etwas, sondern etwas, nämlich eine rein gedachte Realität, aber eine (zugegebenermaßen schlecht gedachte) Realität.

Ebenso umfasst die philosophische Idee des Seins alles, was bereits gedacht wurde, sowie das, was noch nicht gedacht wurde.

2. Das philosophisch verstandene Sein umfasst sowohl das gereimte (konsistente, widerspruchsfreie) als auch das inkongruente (L.8), -- letzteres insofern, als es lediglich gedacht und formuliert wird.

Grund: Der bloße Gedanke, auch wenn er unmöglich ist (schließlich ist er inkongruent), “ist” nicht nichts, sondern “etwas”. Wenn ich also “nur” einen quadratischen Kreis denke (was natürlich unmöglich ist). Andernfalls wäre ein Beweis des Absurden unmöglich.

3. Das philosophisch gedachte Sein schließt sowohl das bloß Mögliche als auch das gänzlich Unmögliche ein - letzteres freilich als bloß angenommenes Gegenmodell des Wirklichen bzw. Möglichen.

Grund: Nichts kann von unserem Denken (das im Grunde genommen das Sein ist) “berücksichtigt” werden.

L. 10.

Mit anderen Worten: Auch das Undenkbare - Undenkbare - kann “bedacht” werden (wenn auch als “undenkbar” oder “undenkbar”).

(II) - Etwas, dann eins, wahr, was zu bewerten ist.

O. Willmann, *Geschichte des Idealismus*, III (*Der Idealismus der Neuzeit*), Braunschweig, 1907-2, 1036f (sowie seine Die wichtigsten (L.5v.), 62; 88; 123; ferner, in seinem *Historischen Einf.* (L.5), 353ff.), spricht von einer in der ontologischen Tradition immer wiederkehrenden Menge von Grundideen (Fundamentalbegriffen).

1. Ursprung der Serie.

O. Willmann, *Die Gesch.*, 1036f., sagt, dass die Reihe der transzendentalen (und daher “transzendental” genannten) Ideen die Verschmelzung einerseits der paläoputhagoreischen (zwischen -550 und -300) Grundideen, des Einen (unteilbar, kohärent, verschmolzen) und des Denkbaren (des sogenannten “Wahren” im Sinne von “dem, was dem Denken entspricht”), und andererseits der platonischen (seit Platon von Athen (-427)) Ideen, der “transzendentalen” Ideen und der “transzendentalen” Ideen sind. Zum anderen die platonischen (auf Platon von Athen (-427/-347) zurückgehenden) Grundideen, das Seiende und das Wertvolle (das sogenannte “Gute”).

2. Die Essenz der Serie.

a. Was das “Sein” (von Platon) betrifft, so verweisen wir auf das oben Gesagte.

b. Die anderen drei Grundbegriffe sind nichts anderes als das Sein (das Sein), insofern es die notwendige und transzendente hinreichende Bedingung der drei menschlichen Handlungen ist.

a.-- Der Transzendente (10/13).

a. Wie M. Heidegger sagt, ist der Mensch jene Art von Wesen, die, während und weil sie sich selbst “ist” (als tatsächliche Existenz, die mit ihrer eigenen Seinsweise ausgestattet ist (L.7v.)), ein transzendentes Verständnis des Seins besitzt.

Wir haben nun gesehen, dass dies immer eine Komplementierung impliziert (beinhaltet), d.h. eine Aufteilung bzw. Teilung des Seins in ein betrachtetes Wesen (etwas) und den Rest des Seins.

Dies beweist in der Tat, wenn auch fast immer unbewusst, dass das Menschsein mit einer Trennung einhergeht: Wir vergleichen (konfrontieren) das eine (Sein) mit dem Rest (des Seins).

Die vergleichende Methode scheint uns angeboren zu sein. Und warum? Denn das Sein, als Kohärenz oder Einheit einer Vielzahl (von Elementen), steht uns von Anfang an klar vor Augen.

L. 11.

Mit anderen Worten: Das Sein als eine Vielfalt von tatsächlichen Seinsweisen, die im Vergleich - das ist die menschliche Tätigkeit, deren Bedingung das Sein ist - ihre Kohärenz (Einheit) beweist, ist zugleich ein Licht, das leuchtet. Jean Piaget (1896/...), der genetische Psychologe, und seine Schule haben das strukturierende Verhalten von Kindern gründlich erforscht. Die Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen.

(i) - Kinder im Alter von vier bis fünf Jahren bestellen eine Reihe von

(d.h. eine Kohärenz oder Einheit sehen) klebt $S_1, S_2, \dots, S_n$, paarweise (jeweils zwei auf einmal, aber anscheinend kommen sie nicht viel weiter).

Piaget selbst schreibt, *Genetische Erkenntnistheorie (Eine Studie über die Entwicklung des Denkens und Wissens*, Meppel, 1976, 36: “Die kleinen Kinder von vier bis fünf Jahren, die ich zusammen mit A. Szeminska untersuchte,

(i) wussten, wie sie den Weg von zu Hause zur Schule und umgekehrt allein finden können;

(ii) aber sie waren noch nicht in der Lage, sie sich mit Hilfe von Spielmaterial vorzustellen, in dem die verschiedenen wichtigen Orientierungspunkte (Gebäude usw.) abgebildet waren”.

(ii) - Im Alter von fünf bis sechs Jahren sind dieselben Kinder die Besteller,

auch, wie im Vorgängermodell, die Stöcke nach Größe. Statt wie bisher nur paarweise (“Dieses Stäbchen ist größer als jenes Stäbchen”), ordnen sie nun die ganze Reihe nach Größe, durch Ausprobieren.

Mit anderen Worten: Die Größe einer Einheit (Kohärenz) wird erhöht. Und das gilt für die gesamte Serie.

Piaget selbst schreibt, o.c., 45v.: “Der transitive Charakter (Transitivität) “wenn a größer, kleiner, gleich b ist und wenn gleichzeitig b größer, kleiner, gleich c ist, dann ist auch a größer, kleiner, gleich c” ist in diesem Stadium noch nicht durchschaubar (beherrscht).

Wenn das Subjekt (Kind) z. B. zwei Stöcke zusammen sieht, von denen S_1 kleiner ist als S_2 , und danach zwei Stöcke, von denen S_2 kleiner ist als S_3 , schließt es nicht, dass S_1 kleiner ist als S_3 , wenn es nicht alles auf einmal sieht”.

(iii) - Im Alter von sechs bis sieben Jahren, erst dann beginnt die methodische Ordnung

Wenn sie vor dem Problem stehen, dieselbe Reihe von Stöcken nach ihrer Größe zu ordnen, entscheiden sich die Kinder für “jetzt”:

L. 12.

(i) zuerst, unter allen Streben (der gesamten Sammlung), die kleinste (die sie, je nach faktischer Seinsweise, vom Rest unterscheiden (Ergänzung (L.7; 10)));

(ii) dann wählen sie innerhalb dieses Restes (Komplement) wiederum das kleinste; usw.-- Sagt Piaget, *Psychologie und Erkenntnistheorie*, Utr./Antw., 1973, 38v:

(A) Die Tatsache.

Nehmen wir als Beispiel die Erhaltung (Identität - durch - Veränderungen) oder "Invarianz" einer Sammlung von Objekten. Zum Beispiel, zehn bis zwanzig Perlen in einem Glas.

a. (das Gesetz).

Dann bitten wir die Versuchsperson (das Kind), eine gleiche Anzahl von blauen Perlen in das Glas Z und von roten Perlen in das Glas B zu legen, die die gleiche Form und Größe haben (...).

b. (das Gesetz).

Wenn nun zwei gleiche Mengen gebildet wurden, wird das Kind aufgefordert, den Inhalt des Glases B in ein Gefäß C zu gießen (zu verändern), das eine andere Form (Veränderung) hat (z. B. ist C ein Glas, das höher (niedriger) und schmaler (breiter) ist als die beiden vorherigen).

(B) Das Ersuchte (Gesuchte).

Man fragt also das Kind, ob es in A und C immer noch die gleiche Anzahl von Perlen gibt (Erhaltung, Identität über Variationen hinweg, Invarianz).

Man kann diesen Test (Prüfung der Identitätseinsicht) natürlich mit immer anderen Formen (Konfigurationen) von Gläsern wiederholen: In diesem Fall handelt es sich um eine induktive Prüfung.

(C) Die Antwort.

(i) Die Kleinen lehnen die Erhaltung ab. Oder sogar: Sie halten es nicht für notwendig. So gibt es für einige mehr Perlen in C als in A, "weil das Niveau der Perlen in C höher ist". Bei anderen wiederum gibt es weniger Perlen in C, "weil das Glas, in dem sie jetzt sitzen, schmaler ist".

(ii) Im Alter von etwa sechs bis sieben Jahren - so sagt Piaget immer - nehmen die Kinder jedoch die Menge (Einheit in der Menge) als invariant wahr, unabhängig von der wahrgenommenen (d.h. sensorischen) Konfiguration (geometrische Form).

(iii) Im Alter von elf bis zwölf Jahren lernt das Kind, anhand von Wort-für-Wort-Zuordnungen zu vergleichen.

L. 13.

a. Bis jetzt hat sich das Kind nicht, außer zögerlich, von den physisch-aktuellen Daten (tatsächliche Seinsweisen (L.7)) gelöst, die in - wie Piaget es nennt - wahrnehmbaren Konfigurationen realisiert sind.

b. Nun aber beginnt er, sie durch Worte (Sprachzeichen: semiologische, semiotische Stufe) zu vergleichen und zu ordnen:

(a) Gegeben: Ediths Haare sind blonder als die von Suzanne, aber dunkler als die von Lili;

(b) Gefragt: Wer von den drei Mädchen hat jetzt das dunkelste Haar? Darauf reagiert das Kind nun direkt, ohne dass es das Haar physisch sehen muss.

Entscheidung.

Das transzendente - eine Wesenheit ist das Licht, das den Menschen von Kindheit an über die Vergleichbarkeit und Ordnung der Dinge (tatsächliche Seinsweisen) aufklärt. - Aber erst in der Ontologie kommt dieses transzendente Einssein "in den Fokus", d.h. der Mensch wird sich seiner bewusst.

b. -- *Das transzendente Wahre.* (13/16)

1. Man sollte aufmerksam sein: "Wahrheit" ist hier als wissbar und denkbar gemeint. Platonisch ausgedrückt: Idee.

Mit anderen Worten, wie wir bereits sagten (L.4), ist alles Sein gedachtes Sein, 'noèton', durch den 'nous' (intellectus, Geist) verstandenes Sein. Oder auch: Das Sein und alles Verstehen sind gemeinsam existent. Aufeinander eingestimmt. Oder auch: Das Sein ist von Natur aus intellektuell. Von Natur aus ideal.

2. Die Begriffe der "Wahrheit", wie sie kursieren, hängen von dem oben erwähnten transzendentalen Begriff der Wahrheit ab, wie von der absoluten Bedingung der Möglichkeit.

a. So definiert Heidegger "Wahrheit" als Unverborgenheit (a.lètheia), d.h. als das Auftauchen tatsächlicher Seinsweisen (L.7) im Fokus unserer geistigen Aufmerksamkeit. Heideggers Definition ist eine, die die Wahrheit von dem her bestimmt, was die Phänomenologen mit ihm "Begegnung" nennen, d.h. das Kennenlernen von etwas (in seiner eigentlichen Seinsweise).

In der Tat zeigt sich das Recht nicht (man denke an unser Lemma), es bleibt verborgen und ist sofort unerkennbar und undenkbar. Aber sie zeigt sich nur in dem, was **(i)** Tatsache(n) und **(ii)** Sein besitzt. Und als solche.

b. Die anderen Wahrheitstypen stützen sich allesamt auf Heideggers Begegnungswahrheit. In der Tat kann der Mensch erst nach (oder zumindest während) der Bekanntschaft mit den tatsächlichen Seinsweisen vergleichen.

L.14.

1. Die erste Art des Vergleichs ist der der so genannten logischen Wahrheit.

Sie hat zwei Facetten.

a. Die erste ist die der Übereinstimmung (Ähnlichkeit) zwischen unserem Verständnis und der Materie selbst. Das Urteil (der Satz) ist hier der Träger des "logisch" genannten Wahrheitsbegriffs schlechthin: Es sagt nämlich aus, ob das Prädikat (die Aussage) des Subjekts als wahr oder nicht wahr bezeichnet werden kann.

b. Die zweite ist die des Zusammenhangs oder der Kohärenz zwischen den Behauptungen über den Gegenstand (faktische Seinsweise) einerseits und den Momenten (Aspekten, Elementen) des Gegenstands selbst andererseits.

2. Die zweite Art des Vergleichs ist der der so genannten ethischen (moralischen) Wahrheit.

Dies ist eine Art von Korrespondenz, nämlich zwischen den Einsichten (tatsächlichen Seinsweisen), die durch Ideen oder Worte bestätigt werden, und den Handlungen (Praxis) desjenigen, der bestätigt. Wenn Sie so wollen: die Übereinstimmung des Verhaltens mit dem Wort oder dem Gedanken.

3. Die dritte Art des Vergleichs ist die der so genannten pragmatischen (besser: peirastischen) Wahrheit.

Es handelt sich ebenfalls um eine Art von Übereinstimmung, nämlich zwischen der Leitidee (Hypothese, Abduktion) eines Experiments ("peira" bedeutet im Altgriechischen "Versuch") einerseits und dem Ergebnis (Resultat) desselben Experiments andererseits.

Eine besondere Form davon ist die Wahrheit des Schicksals: Das Schicksal, das wir erleiden, ist in der Tat eine der Prüfungen - aber, im Gegensatz zum Experiment, ohne unseren Willen oder unser Eingreifen - unserer Vorstellungen und Einstellungen zu den Normen des Lebens. Wer mit dem Gedanken der "Mäßigung" lebt, muss nicht so schnell mit dem Schicksal eines Säufers rechnen!

Mit anderen Worten: Wie in einem Labor sind unsere Vorstellungen vom Leben Ursachen für das Schicksal (Folgen), als Wahrheiten über unser tatsächliches Sein.

Entscheidung.

Von der Wahrheit der Begegnung bis zur Wahrheit des Schicksals - alle diese Arten von Wahrheit haben als Bedingung der Möglichkeit die Tatsache, dass der Mensch, wie Heidegger sagt, das "Seinsverständnis" besitzt, das, wie wir oben gesehen haben, wie ein Licht wirkt, das vorausgeht (d.h. eine notwendige und hinreichende transzendente Bedingung allen Verstehens und Begreifens, allen Wissens und Denkens ist).

L. 15.

Dass dies so ist, zeigen seit Jahrhunderten die sogenannten Denkgesetze, die in den Handbüchern meist in Form von drei Sätzen wiedergegeben werden.

a. Das Gesetz der Identität - “sein(e) ist sein(e)”.

Damit bringt der denkende Mensch zum Ausdruck, dass er/sie:

1. Sobald man mit einer faktischen Seinsweise (L.7) konfrontiert wird (Begegnung; L.13), sollte man an Heideggers Unverborgenheit denken - und darüber hinaus an die Ehrlichkeit (diese ethische Wahrheit ist notwendigerweise immer im Akt des Seins selbst präsent),

2. im Gewissen nichts anderes tun kann, als zu bekennen, dass das, was er von der Sache weiß (wahrnimmt, deutet) und nichts anderes (Ausschluss der Seinsergänzung; L.7), anerkannt, anerkannt, bestätigt werden muss.

b. Das Gesetz des Widerspruchs oder der Inkongruenz. “Sein(e) und Nicht-Sein(e) können unmöglich gleichzeitig ausgesprochen werden”.

Damit bringt der denkende Mensch, der sowohl mit den Tatsachen von etwas als auch mit seinem Gewissen konfrontiert ist, zum Ausdruck, dass “etwas” (Sein), Faktizität und Seinsweise, -- immer L.7 --, entweder vorhanden (Sein) oder abwesend (Nicht-Sein) sind. Mit anderen Worten: Das Sein und seine Negation passen nicht zusammen (sind widersprüchlich). Sie “reimen” sich nicht!

c. Das Gesetz des Ausschlusses einer dritten Möglichkeit.

Dieses “Gesetz des ausgeschlossenen Dritten” (das man in der semiotischen, nicht aber in der ontologischen Logik wegdenken kann) lautet: “Entweder etwas ist Sein oder es ist absolut nichts. Es gibt kein drittes “Sein” (l.8: Beweis des Absurden): es gibt eine absolute Disjunktion zwischen dem Modell “Sein” und dem Gegenmodell “Nichtsein”.

Diese Sätze stellen Beobachtungen dar, keine “Axiome” im semiotisch-logischen Sinne (d. h. willkürlich vorgefasste Aussagen).

L.16.

Wer gegen diese grundlegende Wahrheit verstößt, die in dreifacher Hinsicht zum Ausdruck kommt, “dass ihm alles gehört und nichts anderes”, erleidet früher oder später sein Schicksal (L.14 Wir sagen auch: “Die Gesetze des Denkens sind unantastbar”, - nicht in dem Sinne, dass sie niemals verletzt (gebrochen) werden können: wir segnen, dass sowohl das Absurde als auch das Absurde gedacht werden kann (L. 9); wir fügen nun hinzu, dass sie auch in das Leben, die Praxis, “mit all ihren Konsequenzen” (Wahrheit des Schicksals) verwandelt werden können.)

c) das transzendente Gut. (17/)

1. Auch hier muss man vorsichtig sein: Das Sein ist nur eine notwendige und hinreichende (transzendente) Bedingung für Wert und Wertschätzung. Das Gleiche gilt für die Eigenschaften “eins” und “wahr”. Die transzendentalen Qualitäten - Sein, Eins, Wahr, Gut - bilden den allumfassenden Horizont unseres Lebens. Horizont” bedeutet hier die Bedingung der Möglichkeit.

2. Einige behaupten, dass der Begriff “Wert”, der anstelle von “Güte” verwendet wird, aus der modernen Wirtschaftssprache der Bewertung stammt. Auf jeden Fall kann man den gleichen Begriff “Wert” auch allgemein verwenden, d. h. sowohl wirtschaftlich als auch nicht-wirtschaftlich. Tatsache ist, dass die heutigen Axiologen (Wertespezialisten) das Wort auf diese Weise verwenden.

Gehen wir, wie oben, vom gesunden Menschenverstand aus (L.6).

Sagt nicht A. Decoene/ A. Staelens, *Paedagogische zielkunde*, Gent/ Leuven/Leiden, 1920, 7, folgendes? “Das Schätzvermögen ist ein sinnliches (sinnliches) Erkenntnisvermögen, das dem Tier und dem Menschen gemeinsam ist, um,

(i) in materiellen Dingen - vergleiche mit (L.12 (unten)), was Piaget über “Wahrnehmungskonfigurationen” sagt,

(ii) das Nützliche oder das Schädliche zu erkennen”. - Sogar der Mann auf der Straße kann das sehen: Sein kleiner Hund verweigert das eine Futter und beißt eifrig in das andere - ohne nachzudenken! Auch Kinder - mutatis mutandis, denn sie sind bereits Menschen, auch im unbedachten Stadium - handeln schnell in gleicher Weise!

Beide Arten der unreflektierten Wahl (mögen und nicht mögen) bedeuten offenbar mehr als das Sinnliche: In der Wahrnehmungskonfiguration (d. h. der sinnlichen Realität) sind sie auf einen (zugegebenermaßen (noch stark) biologischen) “Wert” ausgerichtet.

L. 17.

Streng philosophisch kann man mit Wladimir Solowjew (1853/1900), dem ersten russischen Denker von internationalem Rang unter den christlich-russischen Realisten, den Sinn für den Wert auf einer höheren Ebene wie folgt charakterisieren.

1. “Wenn wir uns von dem unterscheiden, was wir nicht sind, grenzen wir das, was wir nicht sind, dreifach ab:

(i) Nun ist es etwas, das von Natur aus unter uns ist;

(ii) dann ist es wiederum etwas, das uns ähnlich ist, da es von der gleichen Art des Seins ist (homogen);

(iii) schließlich ist es etwas, das im Vergleich zu uns höher ist...”.

2. Daraus ergibt sich logischerweise, dass auch die Gewissensbeziehung (ethisch, moralisch), wie sie sein sollte, dreifach sein wird.

Ad (i). -- Es ist klar, daß wir das, was unter uns ist (z.B. eine instinktive Neigung, sofern sie nur unserer materiellen Natur entspringt; man denke an das Gewinnstreben oder den ausschweifenden Sex), nicht so nehmen sollten, als sei es von höherer Natur (z.B. wenn wir im rein instinktiven Gewinnstreben oder im ebenso instinktiven Sex etwas “Göttliches” sehen).

Ad (ii) -- Ebenso behandeln wir etwas, das wir als ein Wesen wie uns betrachten (z.B. einen Mitmenschen), als wäre es etwas unter uns (-- man denke an die grundlose Mißhandlung von Mitmenschen oder an die Rassenverachtung).-- Auch sollten wir uns dem Mitmenschen nicht so nähern, als wäre er ein höheres Wesen (man denke an den Popstar-Kult oder an die Diktatorenverehrung).

Ad (iii): Schließlich brauchen wir das, von dem wir wissen, dass es höher ist als wir selbst und unseresgleichen, nicht ohne Grund zu Fall zu bringen (man denke an Kritik an Autoritäten oder Atheismus).

Entscheidung.

Aus dieser kurzen Phänomenologie (Seinsbeschreibung) kann man ersehen, dass Solowjew nach dem tatsächlichen Sein situiert, d.h. ordnet (L.7). Aber jetzt nicht instinktiv (wie bei der Schätzung), sondern moralisch.

L. 18.

Daran knüpft Solovjef die drei ethischen Grundhaltungen, die unser Gewissen kennzeichnen.

(1) Vor allem das Schamgefühl

(insbesondere die Moral, d. h. das Schamgefühl in Bezug auf das Geschlecht). Er schreibt: "Der Sinn für Moral (...) ist bereits (...) eine Eigenschaft, die den Menschen als Menschen radikal von allem unterscheidet, was unter ihm ist (man denke an die Tiere). Kein Lebewesen (außer dem Menschen) besitzt auch nur das geringste Maß an diesem Sinn für Moral. Andererseits hat sich der Sinn für Moral seit jeher im Menschen gezeigt, und er ist in der Tat in der Lage, zu wachsen und sich zu entwickeln". (*La justification du Bien*, Paris, 1939, 31).

Aber es gibt noch mehr.

a. Man achtet auf das, was in dieser Tatsache enthalten ist: Das gibt dieser Tatsache eine noch tiefere Bedeutung.

1. Der Sinn für Moral ist nicht nur ein Attribut, das den Menschen im Sinne einer Verhaltensbeschreibung (von außen) vom Rest (Komplement) der Tierwelt trennt und unterscheidet.

2. Derselbe Sinn für Moral, phänomenologisch gesehen (von innen), beweist, dass der Mensch sich in der Tat von der rein materiellen (materiellen) Natur als solcher (in ihrer Gesamtheit) löst und abgrenzt. - Sowohl die materielle Natur, die ihn umgibt (Ad 1), als auch die, die er selbst als biologisches Wesen ist.

b. Solovjef erklärt (o.c., 31s.).

Der Mensch schämt sich nämlich für seine eigenen rein körperlichen Neigungen und Funktionen.

1. Diese Tatsache offenbart einen Aspekt des Seins: Der Mensch zeigt, dass er nicht nur ein materielles Wesen "ist" (im Sinne von "stimmt völlig überein mit"), sondern auch etwas anderes und Höheres.

2. Der Grund.

In dem psychologischen Akt, der dem Sinn für Moral innewohnt, distanziert sich derjenige, der sich schämt, von dem, wofür er sich schämt...(…). Wenn ich mich in meiner rein biologischen Natur schäme, beweise ich gerade dadurch, dass es zwischen mir (als Ich) und dieser biologischen Natur keine Wesensidentität gibt.(...). Ein Wesen, das sich seiner tierischen Natur schämt, erweist sich als mehr als nur tierische Natur.

L. 19.

(2) Dann, als zweite Grundhaltung, Zuneigung und Altruismus.

Das eigentliche Wesen des Mitgefühls ist sicherlich nicht die bloße Identifikation mit dem Mitmenschen, sondern die Einsicht in und die Anerkennung der Würde des Mitmenschen, insbesondere seines Rechts auf Mitmenschlichkeit:

(i) die tatsächliche Existenz (L.7) und

(ii) eine Seinsweise (L.7), die das Glück einschließt... Man stellt fest, dass bei Solovjef die Begründung der Ethik (Moralphilosophie) an das anknüpft, was die Ontologie lehrt.

(3) Schließlich, als dritte Grundhaltung, die Ehrfurcht.

Wenn wir uns bewusst sind - so Solovjef -, dass es "etwas Allgegenwärtiges" über uns gibt, dann verlangt der Sinn für Wahrheit, dass wir uns ihm gegenüber so verhalten, als wäre es über uns allgegenwärtig. Hier verortet Solovjef unter anderem auch die Religiosität.

Entscheidung.

Sowohl das, was der gesunde Menschenverstand in der Wertschätzung sieht, als auch das, was uns die phänomenologische Analyse im Stil von Solovjef in der Ordnung der ethischen Haltungen zum Leben lehrt - Scham, Zuneigung, Ehrfurcht - sind nur möglich, wenn in allen Wesen so etwas wie Wert (Güte) als Bedingung der Möglichkeit am Werk ist.

Allgemeine Entscheidung.

Wie in L. 5 versprochen, haben wir,

(i) nach der Definition des Wortes "Ontologie" (Metaphysik);

(ii)a. klärt in einer ersten Analyse das Lemma "Sein(e) als eigentliches Sein".

(ii)b. in einer zweiten Analyse haben wir das Lemma 'Sein(de) als Lebenshorizont' (Bedingung der Möglichkeit, aber auf einer umfassenden oder transzendentalen Ebene) auch dreifach geklärt -- als Kohärenz (das Eine), als Wahrheit, als Wert), und zwar so, dass wir die Grundlage sowohl einer Ordnungslehre als auch einer Theorie des Wissens und Denkens (Logik) und einer Ethik (Moraltheorie) freigelegt haben.

O. Willmann, *Einf.*, 453, sagt mit Aristoteles, dass "das Sein" ein "Pylon" (ein leeres Wort) ist. Mit anderen Worten, zu sagen, dass alles "faktisches Sein" ist, bedeutet, "nichts Neues" zu sagen. Aber es ist als Lemma richtungsweisend für alle weiteren Forschungen.

Was wir feststellen werden.

L. 20.

I.B. Harmonologische Einführung.

Linguistische Anmerkung.

Die Sprachwissenschaftler wiesen darauf hin, dass die Wörter “Alarm”, Künstler, Harmonie, Aristokrat, Aritmetik, arm, arisch” dieselbe semasiologische (Bedeutungs-)Wurzel haben, nämlich °ar, - was die Idee der “Vereinigung” ausdrückt.

1. So bedeutet auch das lateinische Wort “ars” - wir übersetzen es mit Geschicklichkeit, Kunst - ursprünglich “zusammenfügen” (zu einer Einheit oder einem Kunstwerk). Oder auch: Das lateinische “arma” (Rüstung) ist abgeleitet von “armus” (Schulter, Arm; die Waffe ist ja mit dem Arm und der Schulter verbunden). In diesem Sinne wird auch der Begriff “Artikulation” (Gelenk) verstanden.

2. Die alten Griechen nannten die Fähigkeit, Zahlen zu verbinden, sei es mit oder ohne Hilfe von Zahlen und/oder geometrischen Figuren, “arithmètikè (technè)”;

3. Sehr häufig wurde die gleiche (korrekte) Konjunktion als “Harmonie” bezeichnet -

4. Soziales: Im Sanskrit werden die am harmonischsten entwickelten Menschen “arya”, “edel” genannt (daher “arisch”). Das griechische “aristos”, der Beste (edel, geehrt), ist in der Verbindung “aristo.craat” enthalten.

Philosophie und Harmonielehre.

Einer der berühmtesten Paläopathagoreer (L.2), Archutas von Taranton (-400/-365), drückt das Verhältnis “Denken (Weisheit) / Ordnen (Integration)” wie folgt aus:

“Wenn jemand in der Lage wäre, alle Geschlechter in ein und dasselbe Prinzip (‘archa’, principium, principa) aufzulösen (‘anulusai’) und, ausgehend von diesem einen Prinzip, wiederherzustellen (‘sun.theinai kai sun.arth.mèsasthai’), dann ist ein solcher Mensch - meiner Meinung nach - der weiseste, gleich dem, der alle Wahrheit zu seinem Anteil hat, - gleich auch dem, der einen Standpunkt einnimmt, von dem aus er Gott und alle Dinge erkennen kann, wie Gott sie nach (dem Vorbild) des Gegensatzpaares (‘en tai sustoichiai’) und der Ordnung (‘kai taxi’) zusammengefügt hat”.

Dieser Text ist einer der ältesten Ordnungstexte, so dass viele Jahrhunderte später der heilige Thomas von Aquin (1225/1274), der bedeutendste Vertreter der Scholastik, schreiben würde: “Sapientis est ordinare” (Es ist das Werk des Philosophen (“Weisen”) zu ordnen).

L. 21.

Literaturhinweis :

-- Descamps, *La science de l'ordre (Essai d'harmologie)*, in: *Revue Néo- Scolastique*, 1898, 30ss;

-- Josiah Royce (1855/1916), *Principles of Logic*, New York, 1961 (1912-1), in dem es ausdrücklich heißt, dass die traditionelle, so genannte Allgemeine oder Formale Logik nur ein Teil - und zwar ein sehr kleiner Teil - einer Lehre ist, die "Wissenschaft der Ordnung" heißt.

-- Franz Schmidt, *Ordnungslehre*, München/Basel, 1956, wo es u.a., 11, heißt: "Die ganze Metaphysik (Ontologie) des Westens - von Platon von Athen (-427/-347) bis Friedrich Nietzsche (1844/1900) - läßt sich als Ordnungswissenschaft verstehen, so daß jedes ihrer Systeme als eine Möglichkeit unter vielen des Ordnungsdenkens erscheint".

Anmerkung... Unser Verweis auf einige neuere Werke soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass bereits *Aristoteles von Stageira*, Platons Schüler, in seiner *Metaphysik (Buch Delta)*, einer Art Lexikon der grundlegenden Ordnungsbegriffe (einschließlich Element (es ist nicht G. Cantor (1845/1918), dem Begründer der Mengenlehre, der als erster den Begriff "Element" einführte!); eins und viele; gleich und nicht-gleich (das andere); Unterschied; Gleichheit und Ungleichheit; Gegensatz; früher und später; Quantität und Qualität, Relationsvollständigkeit; Grenze; Konfiguration; Teil und Ganzes, usw.).

Nach Schmidt, a.a.O., 12, hat *Augustinus von Tagaste* (+354/+430), die Spitzenfigur der Patristik (Kirchenväterdenken), als erster eine bewusste und ausgeprägte Ordnungslehre (zumindest im Westen) verfasst: *die ordine* (Über die Ordnung).

Der große Heilige war damals, im Jahr 386/387, Taufschüler und auf dem Weg zu seiner christlichen Taufe. In seinem weltberühmten Werk *De civitate Dei* (Über den Staat Gottes) gibt er eine Definition der Ordnung:

"Ordnung ist diejenige Konfiguration (Aggregation von Orten), die identischen und nicht-identischen (parium dispariumque) Daten den Ort zuweist, zu dem sie gehören".

Man spürt noch den paläopathagoräischen, eher geometrisierenden Grundgedanken, nämlich in der "loca tribuens" (Zuweisung eines Ortes, typisch für unseren Begriff der "Konfiguration"). Hier wurde Augustinus von Cicero (-100/-43) inspiriert.

L. 22.

Das Lemma.

Die Ausstellung über das Organisieren wird:

(i) die grundlegende Operation aller Ordnungen zu erheben, nämlich das, was man klassischerweise die aristotelische (summative, “formale”) Induktion oder Verallgemeinerung nennt.

(ii) Auf dieser Grundlage der Sammlungstheorie werden wir in der Lage sein, darüber zu sprechen:

a. weitere Anwendungsmodelle (in denen die distributiven und/oder kollektiven Ordnungstypen bereits, unausgesprochen, geprüft werden);

b. die beiden grundlegenden harmologischen Strukturen (Einheiten), wie bereits erwähnt (die distributive und die kollektive);

c. die vergleichende Methode;

d. die lemmatisch-analytische Methode.

B.(i).1.-- Die summative Induktion.

1. Als “Modell” (d.h. Bild) können wir das Inventar nehmen, - im weitesten Sinne. Inventar” ist

(i) das Ganze (die Summe, die Summierung, die Sammlung)

(ii) der irgendwo vorhandenen Gegenstände (das Gemeineigentum definiert

a. die Art des Seins (L.7) und

b. die Faktizität (L.7) der Elemente (hier; Gegenstände), die:

a. irgendwo” (Örtlichkeit = Seinsweise)

b. Gegenwart’ (Existenz als erreichbar = Faktizität).

So viel zum Regulierungsmodell.

2. In *Van Dale, Groot Woordenboek der Nederlandse Taal*, Utr./Antw., 1982-10, 1066v, boedelbeschrijving,-- werden als (Anwendungs-)Modelle die Liste (d.h. die Summe) der ‘Stücke’ (Elemente) eines ‘Dossiers’ (Textkorpus), die dem Richter vorgelegt werden, etc. aufgeführt.

Literaturhinweis :

-- A. Lalande, *Vocabulaire technique et critique de la philosophie*, Paris, 1968-10, 506/509;

-- P. Foulquié/ R. Saint-Jean, *Dictionnaire de la langue philosophique*, Paris, 1969-2, 357s;

-- John Stuart Mill, *Ein System der Logik* (1843), 3: 2;

-- Pater I.M. Bochenski, *Philosophische Methoden in der modernen Wissenschaft*, Utr./ Antw., 1961, 146;

-- R. Verhulst et al, *Wiskundig leerpakket*, 1(Lehrbuch), Antw./ A’ m, 1980-3, 210;

-- Ch. Lahr, *S.J Cours de philosophie*, I (Psychologie - Logik), 1933-27, 595.

L. 23.

(A). 1. Zwei Anwendungsmodelle.

(I) Machen Sie eine tägliche Unterrichtserfahrung.

Wir nehmen die Reduktion (L.4 (Methode)) als die Struktur (L.20) unserer Beschreibung.

(A) Beobachtung.

a. Die Tatsache (L. 12). --

Der Klassifikator hat soeben eine Reihe von Hausaufgaben korrigiert.

b. Er möchte wissen, ob er sie alle korrigiert hat.

(B) Antwort.

(B)I. Regressive (= abduktive) Reduktion.

Da er sich daran erinnert, dass er nichts ausgelassen hat, geht er davon aus (= Hypothese), dass er sie alle verbessert hat.

(B)II. Progressive Reduktion (= deduktiv ed.).

Ausgehend von dem Eindruck (= Lemma), dass er sie alle verbessert hat, leitet er ab, dass er, wenn er **(i)** sie alle **(ii)** einzeln untersucht (Test, Überprüfung, peirastic truth (l.14) auf ihre Verbesserungswürdigkeit (actual being (L.7)), d.h. common property), dann Gewissheit verifiziert hat.

(B)III. Peirastische Reduktion (= volles Rot).

Er prüft nacheinander (ii) alle Kopien.

(B)IV. bewertende Reduktion.

Jetzt hat er absolute Gewissheit ('absolut', weil verifiziert). Sein Werturteil (L.16v.) lautet: "Ich habe meine Korrekturaufgabe gut erfüllt!

Grund: Er fasst eine Vielzahl von gesicherten Fakten (Verbesserung der Hausaufgaben) zu einer Einheit (Sömmerung) zusammen.

Vor allem bei der evaluativen Reduktion erhält er neue Informationen: Er hat sie alle verbessert; seine Aufgabe ist vollständig erledigt; vor ihm liegt die Menge (= "Gestalt") der verbesserten Arbeit.

(II) Bevor wir mit der Analyse unseres Lemmas (summative Induktion) fortfahren, wollen wir anmerken, dass Ad (B) III (peirastic ed.) als erster Schritt zur Summierung entscheidend ist: man kann die Summe nicht bilden, wenn man nicht zuvor eine nach der anderen überprüft (verifiziert) hat.

Hinweis: Die Überprüfung ist ein Vorgang (Bearbeitung). Der operative (= bearbeitende) Charakter wird von J. St. Mill in seiner Appl. mod. dick unterstrichen.

L. 24.

Zunächst jedoch zwei Definitionen.

(1). -- Das, was die alten Griechen “kuklos” (Kreislauf) nannten, kann als eine Linie beschrieben werden, bei der alle Punkte, die sie nacheinander durchlaufen, den Anfangspunkt mit dem Endpunkt zusammenfallen lassen. Mit anderen Worten, eine solche Summierung (Aggregation), dass Anfang und Ende einen einzigen Punkt bilden.

(2) - Als “operativ” bezeichnen wir vorläufig eine Vorschrift für ein Verhalten als Antezedens (AnteCeDens (das lateinische Wort für “Vorzeichen”: ACD) seiner eigenen Konsequenz (ConSeQuens (idem für “Folge”: CSQ))).

Kurz gesagt: **(i)** “Tu etwas” (ACD), **(ii)** “und du wirst das Ergebnis haben” (CSQ)!

John Stuart Mill (1806/1873), *A System of Logic* (1843), ein berühmtes Werk der Logik, liefert eine operationale Summierung.

(A) Beobachtung.

a. Gegeben: Eine Landschaft.

b. Aufforderung: Erbringen Sie einen praktischen Beweis dafür, dass die besagte Landschaft eine Insel ist.

(B) Antwort (L.12).

(B)I.-- Regressiv (abduktive) Reduktion.

“Alle Landschaften, die auf dem Wasserweg in Form einer Umgehungsstraße erkundet werden können, sind Inseln - wenn diese Landschaft eine Insel ist, kann sie jeder auf dem Wasserweg in Form einer Umgehungsstraße umrunden”. (Hypothese).

(B)II. - Progressive (deduktive) Reduktion.

“Wenn ich ein Boot nehme, mit dem ich eine Rundfahrt mache, so dass ich auf dem Wasser eine Schleife um die besagte Landschaft mache (effektiv : operativ), dann beweise ich in der Tat, dass die besagte Landschaft tatsächlich eine Insel ist (wahre Seinsweise (L.7))”.

Derjenige, der so spricht, plant ein Experiment. Sein Entwurf ist eine Deduktion, die auf einer allgemeinen (allgemeingültigen) Hypothese beruht (“alle Landschaften...”). “Wenn alle (Schleifenlandschaften), dann diese (Schleifenlandschaft) hier und jetzt”. (Von der universellen Sammlung zum einzelnen Mitglied dieser Sammlung).

(B)III. - Peirastische (ganze) Reduktion.

Ich führe die Weltumseglung tatsächlich durch und zeige damit - nicht nur durch die Argumentation (die ihr Modell entwirft), sondern durch die begründete Durchführung des entworfenen Experiments -, dass die Argumentation tatsächlich mit der Realität “übereinstimmt” (d.h. tatsächliches Sein (L.7)), d.h. Punkt für Punkt übereinstimmt.

(B)IV.- Bewertung

(offensichtlich).

L. 25.

Anmerkung: *Es ist zu* erkennen, dass in beiden Anwendungsmodellen die “Antwort” (die eigentliche reduktive Argumentation) strukturiert ist:

(A) Wahrnehmung (vgl. Heideggers Begriff der Wahrheit: Bekanntschaft (Begegnung); L.13);

(B) Pragmatische (besser: pragmatische) Wahrheit

über das, was in der ersten Bekanntschaft (Begegnung) als Lemma (d.h. eher vage und ungenau) steht. Mit anderen Worten: In der kurzen Darstellung der verschiedenen Wahrheiten verbirgt sich eine reduktive Struktur (Anordnung).

(A).2. Regulatorisches Modell

Wir werden die allgemeine Idee der “summative Induktion” auf zwei verschiedene Arten formulieren.

1 -- Startpunkt.

Intuitiv” (Mathematiker und Logiker sagen gerne “naiv”) erkennt der normale Verstand schnell, was erstens die summative Induktion ist und zweitens, welche Art von Faktizität (L.7) sie darstellt: Wenn man alle Teile eines Ganzen (alle Elemente einer Sammlung) zusammenbringt, dann hat man dieses Ganze (diese Sammlung). - Oder noch einmal: Wenn alle Teile (Elemente) einzeln vorhanden sind, dann sind sie auch zusammen vorhanden.

2.a. Erster Wortlaut.

Pater Bochenski, o.c., 146, formuliert wie folgt.

(i) “Sind $g_1, g_2, \dots, g_n$. Elemente der Klasse (*Anmerkung* -- ‘Klasse’ ist ein Begriff, der sich auf Sammlung, Gesamtheit, Summe, Bedeutung bezieht) des gegebenen g und sind alle seine Elemente (d.h.: kein anderes Element (Komplement; L.7) kommt vor - außer diesen Elementen) und wenn (nach separater Überprüfung) das Attribut k (gemeinsames Merkmal) zu $g_1, g_2, \dots, g_n$ gehört, dann gehört k zu allen (summierten) Elementen dieser Klasse”.

Mathematisch: “wenn $g_1k, g_2k, \dots, g_nk$, dann $k(g_1, g_2, \dots, g_n)$ ”. Was eindeutig, zum ersten Mal in unserer Analyse beobachtet, auf eine distributive Struktur hinweist.

Der Wenn-Satz unterscheidet sich in gewissem Sinne nicht vom Dann-Satz! Und doch: Die “Gestalt” (Form) ist anders, die Totalität als Totalität ist besser ausgedrückt (Seinsweise).

Konsequenz: Die summative Induktion wird zu Recht auch als “formal” im Sinne von “gestaltbildend” bezeichnet.

L. 26.

Anmerkung: Über die vergleichende Natur der Sömmierung.

Betrachten wir eine Anwendung der distributiven Summierungsformel (L.25);

z. B.: $5 \cdot 10 + 5 \cdot 3 + 5 \cdot 2 + 5 \cdot 1 = 5 (10 + 3 + 2 + 1)$;

Buchstabenarithmetik: $a \cdot x + a \cdot y + a \cdot z + a \cdot r = a (x + y + z + r)$.

Erst durch den Vergleich der ersten Zahlen oder Buchstaben, die einzeln genannt werden, d.h. durch die Prüfung ihrer Ähnlichkeiten (Identität) und Unterschiede (Nicht-Identität), wird die distributive (unmittelbar die summative) Struktur erkennbar.

2.b. Zweite Formulierung.

Wir können das Regulierungsmodell auch in Form eines Schlusssteins (= Syllogismus) formulieren.

M(aior) = Präposition 1 (Regulierungsmodell).

“Wenn k (Merkmal, gemeinsame Eigenschaft) für **(i)** alle Daten g **(ii)** einzeln verifiziert ist”, dann ist k sofort für die Summe (Gesamtheit, Sammlung, Ganzes) aller g verifiziert.

m(inor) = Präposition 2 (applikatives Modell)

Nun, k ist, für alle Daten g und für jeden einzeln überprüft.

C(onclusio) = Nazin.

So wird k sofort für die Summe der Daten g” verifiziert.

Nochmals: reduktiv (d.h. mit der Betonung auf die peirastische (geprüfte Wahrheit (L.14)) ist die minor (zweite Präposition) entscheidend: die Hypothese wird mit dem deduktiven Experiment der ersten Präposition (Maior) auf ihre effektive (geprüfte) Wahrheit überprüft. Die Conclusio ist nur die Bewertung.

Vergleiche mit der reduktiven Struktur L.23/24.

(B). Kulturgeschichtliche Bewertung (Überprüfung).

Die Formulierung einer Theorie, auch ausgehend von ihren Anwendungen (appl. mod.), mag eine leichte Arbeit sein, doch ist die Prüfung (immer die peirische Wahrheit (L.14)) immer wünschenswert. Man vergleicht seine eigenen Ideen mit denen früherer Generationen.

L. 27.

1.-- Sömmerung, primitiv archaisch.

Verhulst et al, *Mathematical Learning Package*, zitiert die Beobachtungen des deutschen Arztes und Naturforschers M.H.K. Lichtenstein (1780/1857).

1. Er verbrachte einige Zeit im südlichen Afrika, u. a. bei den Xosa (dortiges schwarzafrikanisches Volk (= Transvaal)).

(i) "Sie haben zwar Ziffern, aber sie benutzen sie nur selten.

a. Nur wenige von ihnen kommen über das Zählen von zehn hinaus.

b. Die meisten von ihnen können diese Nummer nicht einmal nennen.

(ii) Im Vergleich zu diesen Xosa waren bestimmte kalifornische Stämme sogar noch begrenzter: +/- 1850 wurde eine Zahl von mehr als sechs als "sehr viele" bezeichnet.

2. Ungeachtet dieses für unser aufgeklärtes westliches Denken und Rechnen "rückständigen" Zustandes stellt Lichtenstein folgende Fakten fest.

(1) Die Xosa besitzen eine eigene Sömmerungsart.

Wenn Herden von vier- bis fünfhundert Rindern nach Hause getrieben werden, merkt der Besitzer das sofort,

a. ob Tiere vermisst werden (Fakt: 1.7)

b.1. wie viele und

b2. die richtig fehlen (sein Weg (L.7)).

Wir, die westlichen Erleuchteten, werden das nicht so einfach nachmachen! Hier geht es um Summierungen (= sowohl einzeln als auch alle zusammen), die plötzlich durchschaut werden! Diese Art der summativen Induktion scheint eher mantisch zu sein (paranormaler Seher).

(2). In Westafrika läuft die summative Induktion bei den Schwarzafrikanern folgendermaßen ab.

Der Häuptling gibt den Dorfoberhäuptern eine Reihe von Stöcken, so dass, wenn von diesem Tag an jeden Tag nur ein Stock weggenommen wird, schließlich der Tag der Versammlung kommen wird, an dem alle Stöcke zusammen weggenommen werden.

a. Ein reines Anwendungsmodell der Sommerfrische; jeden Tag eins, alle zusammen!

b. Und dann, durch Projektion: Man bildet (projiziert) die Summe in ein Paar von

Stäbchen, so dass (i) jedem Stäbchen (ii) genau ein Countdown entspricht (Mathematiker sprechen in Anlehnung an Bourbaki von "bi.jection" (Addition)).

2. Auflistung, antik oder "klassisch".

Was archaische Menschen auf ihre "primitive" (paranormale oder nicht-paranormale) Art und Weise taten, haben Denker, insbesondere seit den alten Griechen, auf "rationale" Art und Weise nachgeahmt.)

L. 28.

2.A.: Die Ansichten der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit zu diesem Thema.

Zuerst die Altgriechen, dann der Rest.

a. -- Aristoteles von Stageira (-384/-322),

in seiner ersten Analyse 2:23 die summative Induktion behandelt.

Pater Lahr, Logik, 591, zitiert:

1. Mensch, Pferd und Maultier leben
2. Nun, sie sind die einzige Art von "Wesen ohne Galle".
3. So leben alle lebenden "Wesen - ohne Galle" lange.

Hier, in diesem Anwendungsmodell, versteckt sich die Summierung hinter "nur" ("einzigartig") und "alle" sowie hinter der Aufzählung (enumerative Summierung) von Arten.

b. -- Der Scholastiker (800/1450),

Die kirchliche Zentralphilosophie sprach in ihrem Kirchenlatein von "inductio per enumerationem simplicem" (Induktion oder Verallgemeinerung durch einfache Aufzählung). Vgl. L.22 (Inventar)).

c. -- Rene Descartes (lat.: Cartesius; 1596/1650),

der Begründer der modernen Philosophie, geht davon aus, dass die Induktion im traditionellen Sinne "par dénombrements entiers" (vollständige Additionen, - Inventare) erfolgen kann.

d. -- Antoine II Arnauld (1612/1694)/ Pierre Nicole (1625/1695),

Logique de Port-Royal (1662), 3: 19; 4: 6, sprechen von 'induction entiere' (Verallgemeinerung. 'Vollständige' Induktion wird auch verwendet): "

(1) die Informationen (Einsichten, Erkenntnisse), die der Major und der Minor gemeinsam liefern,

(2) kehrt in zusammengefasster Form in der Conclusio" wieder. (vgl. L. 26).

Mit anderen Worten: (1) das, was die beiden Präpositionen lehren, (2) das, was sich daraus ergibt, zusammengefasst im Nachsatz des Syllogismus.

2.B. Die aktuellen Ansichten (28/30)

a. -- *Pater Ch. Lahr, S.J., Logik*, 595 (591), nennt die summative Induktion einfach "aristotelische Induktion" oder auch "formale Induktion" (L.25 (unten)).

Seine Beschreibung:

"(1) das, was über jedes einzelne Glied gesagt wird, (2) das, was über die Gesamtheit gesagt wird (die er in der Sprache des Mittelalters 'bloßes logisches Ganzes' nennt)".

b. -- Georg Kantor (1845/1918), der Begründer der "formalisierten" Mengenlehre, die er von 1874 bis 1897 veröffentlichte.

L. 29.

Doch seine Zeitgenossen standen seinem neuen Ansatz in der Mathematik so ablehnend gegenüber, dass Cantor schließlich, tief enttäuscht, in einer psychiatrischen Klinik in Halle starb. Das beweist, dass die Mathematik aus kulturhistorischer Sicht mehr ist als reines Denken!

1. 1895 formulierte *Cantor* den Begriff der “Sammlung” (Ensemble, Menge, Mischung) wie folgt, wobei er ihn nicht streng mathematisch definierte, sondern beschrieb: “Unter ‘Sammlung’ verstehen wir jede Zusammenfassung (L.25) zu einem Ganzen (L.22: Inventar als eine Art) von bestimmten, unterscheidbaren Gegenständen entweder unseres Sehens oder unseres Denkens (die man die ‘Elemente’ der Sammlung nennt)”. (*Beiträge zur Begründung der transfiniten Mengenlehre*).

2. Mit anderen Worten: die summative Induktion (jeder Datensatz für sich, wenn er unter Berücksichtigung des Merkmals k verifiziert wird, -- alle Datensätze zusammen weisen k auf) kehrt hier wieder:

- (i) bestimmte, genau definierte Objekte, die “Elemente” genannt werden;
- (ii) “jede Zusammenfassung zu einem Ganzen”.

Schlussfolgerung: Es besteht Formgleichheit (Modellidentität) zwischen der “Summe” der summativen Induktion und der “Zusammenfassung zu einem Ganzen” der (kantorsisch konzipierten) Sammlung.

Anmerkung: *E. Bouqué, De algebra der verzamelingen*, Gent, 1967, von dem wir die obige Beschreibung von Cantor ableiten, sagt, o.c., 13, dass auf zwei Arten von jedem “Ding” bestimmt (überprüft) werden kann, ob es zu der Menge gehört, über die man spricht, ja oder nein:

- a. durch Aufzählung aller Elemente (L.28);
- b. durch Angabe eines Merkmals oder einer Eigenschaft (die Mathematiker nennen dies “Abstraktionsprinzip”) (L.25:k).

Wie man sieht, haben wir im Laufe der Geschichte der Idee der “summativen Induktion” gesehen, dass die beiden Überprüfungskriterien angewandt werden.

In der Tat gibt es zwei bis drei Merkmale “ k ”, die Grundlage der vollständigen Aufzählung.

1. Die Tatsache, dass mehr als ein bestimmtes g im Aufmerksamkeitsfeld des Bewusstseins vorhanden ist;

Bouqué spricht von “einem Mann, einem Buch und einem Gebäude” (o.c.,12);

L. 30.

a. An sich haben sie keinen Zusammenhang (weder den der Ähnlichkeit noch den der Kohärenz) - es sei denn, der Autor erwähnt nicht, dass sich ein Mensch mit einem Buch in dem Gebäude befindet.

b. Dennoch sind sie, wie es im Altgriechischen heißt, “eins” (d. h. miteinander verbunden (L.10 Mit E. Husserl (1859/1938), dem Phänomenologen, und seinem Lehrer Franz Brentano (1838/1917), dem Führer der Österreichischen Schule der Philosophie, können wir diese Art der “Vereinigung” (Sammlung, Summierung) “intentional” nennen: unsere bewusste Aufmerksamkeit ist ja “intentio” (wie die Scholastiker sagten), d.h. auf etwas gerichtet (L.7; 9/10).

Siehe die erste Art von k, kentrek (charakteristisches Merkmal), Grundlage der Sammlung.

2.a. Die Tatsache, dass mehr als eine Information an sich durch Ähnlichkeit verbunden ist;

z.B. alle Ameisen eines Ameisenvolkes.

2.b. Die Tatsache, dass mehr als ein Datenelement an sich durch Kohärenz (Konnexität) verbunden ist;

Zum Beispiel liest ein Mensch in einem Gebäude ein Buch (rein lokale oder lokale Kohärenz); ebenso ein Ameisennest: Das Nest ist die von den Ameisen strukturierte Anlage, die ein starkes kollektives Leben führen (lokale und biologische Kohärenz). In beiden Fällen - objektive Ähnlichkeit und objektive Kohärenz (Zusammenhang) - gibt es neben der intentionalen Kohärenz (als Objekte der Aufmerksamkeit oder “intentio”) auch eine Kohärenz in sich selbst, in den Daten selbst.

Konsequenz: Das Wissen ist nicht nur beabsichtigt, sondern auch “objektiv”.

(C). Logische Klassifizierung der summativen Induktion.

Normalerweise spricht man zumindest von Induktion, ohne den Typennamen hinzuzufügen. Wir werden dies nicht tun.

G. Thières/ A. Lempereur, *Dict gén. D. sciences. hum.*, Paris, 1975, 495, unterscheidet deutlich zwischen der summativen Induktion und der amplifizierenden (“amplifiante”) Induktion. Sie wird auch “baconsche Induktion” genannt (nach Francis Bacon (oder Verulam) (1561/1626), dem Mann der kausalen Induktion). Als Beschreibung geben wir an: wissenschaftliches Verfahren, das:

(1) sich auf eine endliche Menge von überprüften faktischen Seinsweisen zu stützen (L.7) = das ist die summative Induktion

L. 31.

(2) verallgemeinert (extrapoliert) auf die entsprechende unendliche Sammlung möglicher überprüfbarer faktischer Seinsweisen (L.7);

a. Es ist diese “Extrapolation”, die sie von der summativen Induktion unterscheidet: Die Bezeichnung “extrapolierende Induktion” scheint uns daher die angemessenste Bezeichnung zu sein.

Schließlich bedeutet “extrapolieren”, die Grenze des Geprüften zu überschreiten, aus welchem Grund auch immer (gültig, ungültig).

“Die verstärkende Induktion (nach Thinès, o.c. 495) transzendiert das Bekannte zum Gelebten, um unmittelbar (d.h. ohne vorherige Überprüfung) einen zukünftigen Zustand vorherzusagen”.

b. Dies bedeutet, dass die extrapolierende Induktion gleichzeitig eine abduzierende, hypothesenbildende Induktion ist:

(i) aus den etablierten tatsächlichen Seinsweisen (summativ),

(ii) man extrapoliert, d.h. man “entscheidet”, unendlich wiederholbare, zukünftig bestimmbare faktische Seinsweisen gleicher Art (oder “faktische Seinsweise”).

Mit anderen Worten: Die summativ festgestellte faktische Seinsweise fungiert als Lemma (L.6), das sich dank weiterer “Analyse” (feststellbare faktische Seinsweisen) als wahr herausstellt.

c. Anders ausgedrückt: Die summative Induktion gilt als Stichprobe (‘sampling, jaugeage, Stichprobe) aus einer Sammlung von im Wesentlichen ähnlichen Phänomenen.

Wenn sie so verstanden wird, verwandelt sie sich in eine sehr wahrscheinlich überprüfbare Hypothese (Abduktion), d.h. sie wird buchstäblich zur Verstärkung, zur Extrapolation.

Entscheidung.

Im Gegensatz zu dem, was wir oben getan haben, nämlich die summative Induktion sehr hoch zu bewerten, ist sie traditionell eher verpönt worden. Der unverkennbare Zusammenhang mit der so hoch geschätzten amplifikatorischen Induktion - sie ist das verifizierte Herzstück - hätte jedoch längst eine andere Bewertung erfordern müssen, ganz zu schweigen von dem darin offensichtlich und induktiv enthaltenen Begriff der “Sammlung”.

L, 32,

Schematische Zusammenfassung.

Wiederum in Form einer reduktiven Argumentation (L.12; 26.).

(A) Beobachtung.

a. Gegeben.

Zum einen eine Dosis Guano (d.h. ein Phosphatrückstand von Skeletten und Exkrementen sowie von Fischen und Seevögeln, die auf Klippen und vorzugsweise unbewohnten Inseln vor allem in Peru leben; aus Guano wird Phosphor (P, ein reaktives Element (ein festes Nichtmetall)) aus der Gruppe V des Periodensystems gewonnen).

Auf der anderen Seite, die geeignete Ausrüstung zur Herstellung von Phosphor aus Guano.

b. Gefragt.

Die Struktur der logischen - konsistente Beweise dafür, dass alle Guano-Freisetzungen P,

(B) Antwort = Reduzierung.

Diese, mit Jan Lukasiewicz (1878/1956), aus der polnischen Schule von Lwow (= Lemberg) - von Twardowski (1866/...) gegründete Schule der Gedankenanalyse lässt sich wie folgt zusammenfassen:

M = Satz 1: Wenn alle Mengen von Guano P abgeben, dann auch diese Mengen h_1 , h_2 , ..., h_n hier und jetzt.

m = Satz 2: Nun, diese Größen $h_1, h_2, \dots, h_n$ ergeben hier und jetzt, tatsächlich, experimentell, verifiziert, P.

c = Conclusio: Alle Guanomengen geben also P ab.

(Vgl. I.M. Bochenski, *Philosophische Methoden*, 94v.; 126).

Anmerkung: Wie in L.26, aber jetzt deutlicher, erscheint das gedanklich-analytische Schema:

M = Satz 1: Wenn allgemeine Regel (Universalmenge, Regelmodell), dann (alle) Anwendungen (Teilmengen oder Mitglieder, Beispiele, Anwendungsmodelle).

m = Satz 2: Nun, Anwendungen ($h_1, h_2, \dots, h_n$).

C = Conclusio Also, allgemeine Regel.

In diesem Syllogismus sieht man das:

(i) die summative Induktion im Nebenfach (=Satz 2);

(ii) die verstärkende (lemmatische, extrapolierende) Induktion ist in der Schlussfolgerung (Conclusio) versteckt: man gibt vor, dass auch die nicht verifizierten Größen tatsächlich verifiziert werden,

Mit anderen Worten, in der Schulsprache: **(i)** aus den Bewerbungen **(ii)** die Regel bestimmen!

L. 33.

B.(I).2.-- Einführung in das vergleichende Ordnen.

a. Die summative Induktion (L.22/32) ist sozusagen die Basis: Wer methodisch arbeitet, zieht zunächst einmal Bilanz. Erst dann kann er fortfahren.

b. Fassen Sie noch einmal zusammen:

(i) Die summative Induktion lautet: “Wenn alle einzeln, dann alle zusammen”;

(ii) Die verstärkende (lemmatische) Induktion lautet: “wenn mindestens einer (einige), dann alle”. Die der summativen Induktion innewohnende distributive Struktur wurde als auf dem komparativen Akt beruhend herausgestellt (L.26 (oben)). Nun werden wir diesen Vergleich selbst analysieren.

A.: Das Lemma. (33/42)

(L.6; 32), denn: L. Davillé, *La comparaison*, XXVII (1913), 23, sagt:

“a) Anstatt sich mit Einzelfällen zu befassen (Elemente, Momente, Teilmengen zu verstehen), wenn es darum geht, sich mit Phänomenen oder Objekten zu befassen,

(b) die vergleichende Methode zielt darauf ab, Sammlungen (‘Ensembles’) hervorzuheben, die (i) entweder ähnlich sind oder (ii) sich ergänzen”.

Die summativen und die amplifikativen (lemmatischen) Induktionen haben uns gelehrt, was Davillé mit “Ensembles” (L.29) meint: sie sind schließlich zentral für die Sammlung; und zwar in einer operativen Weise (L.23).

Der Begriff “Sammlung” muss jedoch dringend genauer definiert werden, wenn er in Bezug auf den Vergleich operationeller werden soll. Wir werden dies auf zweierlei Weise tun: zum einen durch die später folgenden kurzen Analysen der angewandten Vergleichsmodelle, zum anderen durch eine explizite Betrachtung der Strukturen des Vergleichs selbst.

Das Lemma.

Abgesehen davon, dass der methodische Vergleich Sammlungen bedeutet (der Komparativ “intentio” (L.30 (Richtung der Aufmerksamkeit))), gibt es das Paar “interner und externer Vergleich”, auf das Davillé bereits beiläufig hinweist.

1. Die Unterscheidung ‘eigentliche Seinsweise / Komplement des Seins’ (I.7) liegt ihr zugrunde: der innere Vergleich, durch Zerlegung (Analyse) in Elemente (Konstituenten), bleibt innerhalb der eigentlichen Seinsweise; der äußere bleibt, ebenfalls zerlegend, aber von der betreffenden eigentlichen Seinsweise aus gesehen, beim Komplement des Seins stehen (mit dem, was darin der betrachteten Seinsweise verwandt (oder entgegengesetzt) ist.

L. 34.

2. Eine Anwendung wurde noch nicht entwickelt.

a. Man mag wissen, was in Deutschland am Ende des letzten Jahrhunderts "Das Grossische

Prinzip" (das Gross'sche Prinzip). In seinem Werk *Die Anfänge der Kunst*, Freib.i.Br., 1894.

Mehr noch, in *Die Formen der Familie und die Formen der Wirt(h)schaft*, Fr.i.Br., 1896, verteidigt E. Grosse (1862/1927) - übrigens auf nicht-marxistische Weise - das folgende heuristische Prinzip (*Anm.*: "Heuristisch" bedeutet: "lemmatisch", der Forschung den Wegweisend):

"Die Wirtschaftstätigkeit (1) ist das Lebenszentrum eines jeden kulturellen Ganzen; (2) sie ist ihre eigene Vorstufe (ACD L.24) ('beeinflusst') - auf die tiefgreifendste und unwiderstehlichste Weise der anderen (Ergänzung: L.7) kulturellen Faktoren".

E. Grosse - offenbar beeinflusst von früheren Äußerungen (intertextuell", könnte man sagen, mit Julia Kristeva) - begründet seine These mit folgender, etwas herausfordernder Anwendung: Wenn man weiß, was ein Volk isst, so weiß man auch, was es ist" (Wenn ich weiß, was ein Volk isst, weiß man auch, was ein Volk ist).

b. W. Koppers, S.V.D., *Die materiell-wirtschaftliche Seite der Kulturentwicklung*, in: *Settimana Internazionale di Etnologia Religiosa* (IVa Sessione: Milano (17/ 25.09.1925)), Paris, 1926, 109, gibt, übrigens im Geiste von Pater W. Schmidt, S.V.D. (1868/1954), dem Grosse beipflichtete, das folgende Anwendungsmodell.

"a) = Generell ist festzustellen, dass die rechtliche Stellung der Frau im modernen Europa einen gravierenden Wandel erfährt. Heute (1925) haben Frauen oft das Wahlrecht, das Recht auf ein Universitätsstudium, das Recht auf freie Berufswahl (...), was es vor einigen Jahrzehnten für sie noch nicht gab.

Wer würde heute noch ignorieren oder gar leugnen, dass die moderne, insbesondere die kapitalistisch-wirtschaftliche Entwicklung in erster Linie für diesen Zustand verantwortlich ist? Der interne Vergleich: Koppers bleibt innerhalb des gegenwärtigen kulturellen Kontextes (Hauptsammlung); dabei unterscheidet er mindestens zwei Teilmengen:

L, 35.

- a. die rechtliche Stellung der Frau;
- b. die Wirtschaft.

Mit anderen Worten: Koppers vergleicht intern die Kultur (Frau, Wirtschaft) innerhalb der Kultur. - Man sagt nun, auch seit der neueren System- oder Systemtheorie, dass Frau und Wirtschaft zwei Subsysteme sind, innerhalb eines Supersystems.

Dann geht der Text weiter.

“(b) Nun kann aber das, was für die gegenwärtige Zeit rechtmäßig ist, nur für die archaische Zeit in der Entwicklung der Menschheit rechtmäßig sein. Schließlich gibt es viele Hinweise darauf, dass das Mutterrecht einst in ähnlicher Weise aus genau definierten wirtschaftlichen Situationen entstanden ist”.

1. Steller spricht hier vom Mutterrecht oder Matriarchat (ein Rechtssystem, in dem insbesondere in bestimmten frühen Zivilisationen die Autorität hauptsächlich bei den Frauen liegt, insbesondere bei der Mutter der Familie).

2. Aber wohlgemerkt: Der Vorschlagende vergleicht nun äußerlich den modernen Sachverhalt mit einer archaischen Situation; er sieht eine ähnliche Möglichkeit, nämlich die Ökonomie, nach dem Grosse'schen Kulturmodell als Grund (ACD (antecedent, Zeichen)) für die Rechtsstellung der Frau (CSQ (consequent, Fortsetzung)).

Nun aber vergleicht er äußerlich die moderne Hauptmenge in Bezug auf diese beiden Teilmengen mit der archaischen Hauptmenge in Bezug auf diese beiden Teilmengen. (L.24: ACD/CSQ).

Das Lemma.

Wir müssen nun einige Strukturen aufschlüsseln, die den obigen internen und externen Vergleich von Mengen regeln. Wir skizzieren sie in Differentialen.

a. Die identische Verbindung.

Identität und Nicht-Identität sind hier das Kriterium:

völlig identisch (alle gleich)	teilweise identisch (teilweise dasselbe) (analog, ähnlich)	insgesamt nicht-identisch (insgesamt unterschiedlich)
-----------------------------------	--	---

Man sieht also, dass die moderne und die archaische Kultur in Bezug auf das Verhältnis “Frau/Wirtschaft” teilweise identisch (analog) sind.

L. 36.

Kulturgeschichtliche Überprüfung.

(i) Antike:

Die Paläoputhagoräer (-550/-300) arbeiteten mit einer Art “sustoichia” (Systematik, Gegensatzpaar), nämlich “tautotès” (identitas, Identität)/ “heterotès” (alteritas “Unterschied” (Nicht-Identität, Differenz)). (Vgl. O. Willmann, *Gesch. d. Id.*, I,273).

Platon von Athen (-427/-347), der Begründer der akademischen Philosophie, und Aristoteles von Stageira (-384/-322), der Begründer der peripatetischen Philosophie, arbeiteten ebenfalls mit demselben Gegensatzpaar.

(ii) Scholastik (800/1450),

Die kirchlich-mittelalterliche Philosophie, die sowohl von der puthagoreischen als auch von der platonisch-akademischen und der aristotelisch-peripatetischen Philosophie stark beeinflusst war, dachte im gleichen Stil weiter.

(iii) Moderne - aufgeklärte Philosophie

R. Descartes (1596/1650), der Begründer des modernen Denkens, vertrat die Ansicht, dass “die meisten Erkenntnisse durch den Vergleich von mindestens zwei ‘Dingen’ (choses) gewonnen werden” (Regulae ad directionem ingenii, xiv);

Mehr noch: “Man muss in Begriffen von Identität und Differenz (en termes d’identité et de différence), von Messung und Ordnung(en) analysieren”. (So M. Foucault (1926/1984), *Les mots et les choses (Une archéologie des sciences humaines)*, Paris, 1966, 66, wo dieser Strukturalist die Methode von Descartes zusammenfasst).

Dafür steht aber auch David Hume (1711/1776), der empirisch aufgeklärte Geist, in seiner assoziationistischen Interpretation des Vergleichs:

(i) Ähnlichkeit und Kontiguität (Apposition, Verbindung, Kontakt) und

(ii) Ursache-Wirkungs-Beziehungen ermöglichen es uns, Elemente zu “sammeln” (zu assoziieren).

Auguste Comte (1798/1857), der Begründer der positiven Philosophie (d. h. der Philosophie auf der Grundlage der Berufswissenschaft), steht in der Tradition Humes, ist aber typisch französisch (en du intellectuel) und vertritt ebenfalls die Auffassung, dass Tatsachen als Elemente nach **(i)** Ähnlichkeit und **(ii)** Reihenfolge miteinander verbunden sind.

Auch Bertrand Russell (1872/1970), der Verfechter der Menschenrechte, denkt in dieser Tradition.

Entscheidung.

Diese Ideengeschichte zeigt, dass wir uns mit der Paarung “Identität/Nicht-Idealität (Differenz)” in einer soliden Tradition bewegen.

L. 37

b. Die mehr als nur identifizierbaren Verbindungen.

Das Wesen aller anderen Verbindungen ist identisch (d.h. hat oder hat nicht einen identischen Charakter)... Wir haben einige von ihnen unter das Mikroskop gelegt.

b.1. Wie L. 29v feststellte, sind alle Sammlungen nur auf der Grundlage intentionaler Konnexität möglich: Der Mensch, das Buch und das Gebäude des applikativen Modells sind dort identisch, d. h. unter dem Gesichtspunkt des “Seins im Fokus der Aufmerksamkeit” (tatsächliche Seinsweise), aber nicht vollständig. Sie sind unter diesem Gesichtspunkt die absichtlichen, teilweise identischen.

b.2. Ebenso die objektiven Beziehungen, die Grundlage des Sammelns: So sind alle Ameisen (L.30) des Ameisenhaufens als Individuen (Einzelexemplare) verschieden (nicht identisch), aber als “Exemplare” derselben Art (spezifisch) sind sie identisch. Wir sagen ausdrücklich, dass sie teilweise identisch sind. So auch (L.30) die Ameisen als Haus im und um das Nest: Obwohl sie getrennt voneinander existieren, als unabhängig und frei lebend und sich bewegend, gehören sie doch zu ein und derselben “Kolonie”; in Bezug auf die lokale und biologische Kohärenz sind sie teilweise identisch.

So auch (L.33vv.) das komplementäre Verhältnis (intern und extern): zuerst betrachte ich die (rechtliche) Stellung der Frau (intern); dann konfrontiere ich sie mit dem kulturellen Kontext (Grossian, o.m., d.h. mit dem wirtschaftlichen Kontext), d.h. mit dem “Rest” (Komplement) (extern).

Wenn nun eine Kohärenz (d.h. vom Typ *acd/csq* (L.24)) zwischen dem (nach innen gesehenen) Objekt (der weiblichen Position) und dem (nach außen gesehenen) Komplement besteht, dann sind diese beiden unter dem Gesichtspunkt der Konnexität teildentisch.

Man sieht, dass hier bereits eine Anwendung der zweiten Art von Verbindung, nämlich der Verbindung, vorliegt.

a.- Im Übrigen erkennt man in der komplementären Verbindung das uralte Paar “Teil/Ganzes”, aber so, dass das Ganze, ausgehend von einem Teil, in zwei geteilt wird (Dichotomie).

L. 38.

b. Man erkennt in jeder Verbindung (Konnexität) das gleiche uralte Modell von “Teil/Ganzes”, so sind die Ameisen die “Teile” (Momente, weil lebendig-bewegliche Elemente) des Ganzen, der Kolonie.

c. Man erkennt auch in der intentionalen Kohärenz das gleiche Paar ‘Teil/Ganzes’: das Ganze ist die Ansicht selbst, - innerhalb derer die ‘Teile’ (z.B. der Mann, das Buch, das Gebäude) ‘situiert’ sind, so wie man sagen kann, dass die Ameisen innerhalb des Ganzen der Kolonie situiert sind und dass der betrachtete Teil (z.B. die Position der Frau) im Komplement (Teilung), mit dem Komplement übrigens, innerhalb des Ganzen ‘situiert’ ist.

c. Distributive und kollektive Struktur.

a. L.26 (distributive Summenformel, die übrigens auf dem “identischen” Vergleich beruht) lehrte uns bereits, dass identische Daten sozusagen ein und dasselbe Merkmal (k: L.2 über eine Vielzahl von Daten verteilt) aufweisen (L.10v.; insb. L.10: unten). Jede identische Strukturierung (Vergleich) ergibt als Ergebnis eine solche Ausbreitung ein und desselben faktischen Wesens (L.7).

b. Auffallend ist, dass innerhalb der Systechie (L.36) “Teil/Ganzes:”:

(i) die identifikatorische Struktur ist in jedem Fall vorhanden (alle Momente, Elemente, “Teile” weisen schließlich ein und dieselbe Eigenschaft auf, nämlich die Zugehörigkeit (für den Teil) (oder das Umfassen (für das Ganze)) zu ein und derselben Totalität (dem Ganzen).

(ii) Die kollektive Struktur zeigt sich jedoch darin, dass sie nur gemeinsam das Ganze (die Gesamtheit) ausmachen, unabhängig davon, ob sie untereinander identisch oder verschieden (nicht-identisch) sind.

Diese Art der Summierung (L.22v.), d.h. dass alle Daten das gleiche Merkmal k (distributiv) aufweisen, aber so, dass sie dieses k nur gemeinsam aufweisen (können), wenn sie eine Gesamtheit bilden sollen, ist als “kollektive Struktur” zu bezeichnen.

Entscheidung:

In allen Fällen distributiv, in einigen Fällen kollektiv - die Struktur, was den Vergleich betrifft, ist immer vorhanden.

L. 39.

Kulturgeschichtliche Überprüfung.

a. Dass sowohl die distributiven als auch die kollektiven Strukturen - innerhalb der antiken griechischen (und damit auch der westlichen) Gedankenwelt - eine Rolle spielten, wird im weiteren Verlauf immer deutlicher werden; insbesondere, wenn die Systemtheorie diskutiert wird.

b. Inzwischen ist nur noch die semasiologische (d.h. theoretische) Skizze des griechischen Wortes “su.stêma” (wörtlich: Versammlung; System, Anlage) vorhanden. Seltsamerweise haben die alten Griechen wahrscheinlich nicht so scharf zwischen “Sammlung” (d. h. einer rein distributiven Struktur) und “System” (System: sowohl distributive als auch kollektive Struktur) unterschieden. Schauen wir mal.

1.-- Physisch.

So etwas wie ein Beutel mit Edelsteinen - das Zusammensein (d.h. sowohl das Sammeln als auch das Umgeben) von mehr als einem Ding innerhalb des Raums (dann aber zusammenhängenden Raums) von etwas - ist das, was die alten Hellenen “sustêma” nannten.

2. -- Biologisch.

Der Körper der Pflanze, des Tieres, des Menschen - als Ganzes, als Masse, auch seiner Teile - wurde “sustêma” genannt.

Aristoteles von Stageira (-384/-322) spricht zum Beispiel von “to holon sustêma tou somatos” (die Gesamtheit des Körpers).

3. kulturologisch.

3a. Soziologisch: jede Gruppe oder Gruppierung von Menschen (Menge; - Verein, Gilde, Kollegium, Liga) wurde “sustêma” genannt. -

3b. Rechtlich: Eine Verfassung - die Zusammenfassung und Anordnung von Institutionen - wurde “sustêma” genannt;

3c. Lehrmeinung: Ein philosophisches oder anderes Gedankensystem - die Verbindung von Lehrmeinungen - wird “sustêma” genannt;

3d. Poetisch oder musikalisch

(man denke an die “Choreia”, d.h. die Einheit von Tanz, Musik und Gesang (Text), bei den alten Griechen): ein gereimter Vers, ein musikalischer Akkord - als geordnetes Ganzes - wurde “sustêma” genannt!

c. Man vergleiche dazu, was *D. Nauta, Logica en model*, Bussum, 1570, 173v., über “System” im heutigen Systemdenken sagt. Man unterscheidet nun auch drei Ebenen von “System”:

L. 40.

1.-- “Konkrete” (d.h. physikalische, bzw. biologische oder kulturologische) Systeme:

So ein (physikalischer) Kristall; ein (biologischer) Organismus, eine (kulturologische) ein Unternehmen; - in “konkreten” Systemen geht es um “konkrete” Beziehungen, wie z.B. die Bindungsenergie eines Atoms (o.c.,175).

Konzeptionelle” Systeme:

So eine Punktmenge, ein Zahlensystem, ein Diagramm, ein Atommodell; -- “verständliche” Systeme erscheinen - so der Vorschlagende - “in einer Theorie, auf dem Papier, als Abstraktionen, Konstruktionen des menschlichen Geistes”; in diesen Systemen sind die Beziehungen “begrifflich” (o.c.,175); -- vgl. - altgriechisch - mit “lehrhaften” Systemen.

3.-- “Formale” oder “Sprachsysteme”:

Also die Logik (Kalkül) der Urteile (Propositionen), eine Programmiersprache für Computer;-- jede Sprache, in der:

(i) der physischen (in der Sprache von D. Nauta: “konkreten”) Realitäten

(ii) eine **a.** begriffliche Rekonstruktion **b.** symbolische (d.h. in einem kohärenten Zeichensystem) Beschreibung, ist ein “formales” oder “linguistisches” System; in einem solchen System sind die Beziehungen “formal” oder, wie der Vorschlagende sie definiert, “syntaktische” Beziehungen (“Syntax” ist die Beschreibung der gegenseitigen Beziehungen von Zeichen innerhalb einer Zeichensprache - im Unterschied zur “Semantik” (Theorie der Bedeutung) und “Pragmatik” (Theorie des Gebrauchs)).

Anmerkung: Obwohl die alten Griechen keine explizite “Formalisierung” hatten, wie wir sie heute haben, waren ihre Logik und z.B. die axiomatisch-deduktive Geometrie (Eukleides von Alexandria (-323/-383)) den heutigen “Formalisierungen” in gewissem Maße voraus.

Auf jeden Fall kannten sie die beiden ersten Ebenen der aktuellen Systemtheorie sehr gut, die “konkrete” (physikalische, biologische, kulturologische) und die “begriffliche” (verständliche). Sie bleiben - auch hier - der Sockel.

Soweit die zweite skizzenhafte, aber hinreichend relevante Geschichte (siehe L.35v.), die uns in eine solide und immer noch “lebendige” Denktradition führt.

L. 41.

Anmerkung: -- Es ist vielleicht schon bemerkt worden, dass D. Nauta Systeme mit Hilfe von "Beziehungen" beschreibt.

In der Tat, o.c., 175, sagt er, dass "er den Begriff 'Relation' (Beziehung) nicht definiert, sondern von seinem 'intuitiven' Verständnis ausgeht (*Anmerkung* - 'intuitiv' im Sinne von 'lemmatisch'). Dieser - als 'primitiv' bezeichnete (weil undefinierte) - Begriff 'Relation' wird von Steller verwendet, um 'Struktur' zu beschreiben: "Die Struktur (eines Systems) - sagt Nauta - ist die Gesamtheit (L.22v.: summative ind.), das gesamte Netzwerk, der Beziehungen zwischen den Elementen (dieses Systems)". (ebenda). Man sieht die Reihenfolge im Sprachgebrauch: **(i)** Beziehung, **(ii)** Struktur.

Und jetzt: "System". "Ein System ist eine Sammlung mit einer Struktur". (ebd.).

Entscheidung: **(1)** Beziehung; **(2)** Struktur; **(3)** System.

-- Man kann es auch ontologisch tun (L.7):

(i) Tatsächliches Wesen;

(ii) mehrere faktische Wesen, die - als faktische Wesen - eine Teilidentität aufweisen, miteinander "verwickelt" (verwandt) sind;

(iii) Wenn diese Beziehung (Teilidentität) ein Netz bildet, wird sie als strukturiert bezeichnet.

Allgemeine Entscheidung.

Ab L. 33v sprechen wir von vergleichender Ordnung.

a. Als Lemma, d.h. als Arbeitshypothese, die dank der Analyse (L.6) allmählich klarer wird. Oder, wenn man will: als regressive (abduktive) Reduktion (= Lemma), die durch progressive (deduktive) und peirastische (prüfende) Reduktion (= Analyse) verdeutlicht wird. (L.12, 23vv.).

b. Zusammengefasst:

1. Vergleichen heißt sammeln (L.33).

2. Vergleichen heißt, innerlich und äußerlich zu zerlegen (L.33/35).

3. Vergleichen heißt sammeln, innerlich und äußerlich zerlegen, nach (vergleichenden) Strukturen (insbesondere der identitativen Struktur) (L.35/41).

Das Lemma.

Da wir nun das grundlegende Lemma haben, können wir auch die Analyse (lemmatische Bestimmung) gestalten.

Mit Pater Pinard de la Boullaye, S.J., *L'étude comparée des religions* (Essai critique), II (Ses méthodes), Paris, 1929-3, 48, können wir bereits sagen:

(1): Diachronisch.

Der Vergleich der Reihenfolge der Zustände (von etwas, z. B. Leben) führt zu der Idee der "organischen Evolution".

L. 42

2.a. Synchron

Experimentell und wissenschaftlich. Der Vergleich von Einflüssen (ACD = influence (L. 24; 34v.)) und Veränderungen (CSQ = change (L. 24 ; 34v.)) erweist sich im Falle des Experiments als nützlich (L.32; Anm. Mod.: 11/13).

Dies ist der Fall bei Phänomenen, die vom Forscher beliebig wiederholt werden können.

(2).b. Synchron.

nicht-experimentell-wissenschaftlich. “Der Vergleich verschiedener kultureller Formen, die im Laufe der Geschichte entstanden sind, ersetzt das Experimentieren, wenn es sich um Phänomene handelt, die nicht beliebig wiederholt werden können. Zum Beispiel Institutionen, die verschwunden sind”.

Damit ist lemmatisch der weitreichende Anwendungsbereich der komparativen Methode umrissen: Er ist in der Tat, wie gezeigt werden wird, weitreichend.

Literaturhinweis :

-- Zusätzlich zu den genannten Werken oder Artikeln wird auf folgende Quellen verwiesen:

-- L. Davillé, *La comparaison et la méthode comparative (en particulier, dans les études historiques)*, in: *Revue de synthèse historique*, XXVII (1913): 4/33: 217/257; XXVIII (1914): 201/229;

-- H. Pinard de la Boullay, *L' étude comparée des religions (Essai critique)*, II (*Ses méthodes*), Paris, 1929-3, 40/87 (*Methode comparative*),-- die nach wie vor eine der gründlichsten Studien zu diesem Thema ist;

-- M. Foucault, *Les mots et les choses (Une archéologie des sciences humaines)*, Paris, 1966, 66ss, (*Descartes' Theorie der Ordnung*),

B.-- Die Analyse (Anwendungsmodell).

Wir prüfen jetzt eine begrenzte Anzahl von Anträgen der: vergleichende Methode.

1.-- Der Vergleich

L. Davillé, a.c. XXVII (1913), 20, sagt: “Der Vergleich kann entweder direkt oder indirekt sein.

a. - Man kann nämlich mindestens zwei Daten direkt miteinander konfrontieren, ohne eine dritte Angabe.

b. - Wenn man jedoch, um sie zu vergleichen, mindestens eine dritte Angabe einführen muss, handelt es sich um einen indirekten Vergleich. Dies ist immer dann der Fall, wenn ein gemeinsames Maß verwendet wird”.

L. 43.

H. van Praag, *Messen und Vergleichen*, Hilversum, 1968, schreibt dazu: “Wie der französische Mathematiker Henri Poincaré (1854/1912) gezeigt hat, :

(a) Die Wahl der Maßnahme ist eine subjektive Angelegenheit,

(b) die Verwendung der einmal gewählten Maßnahme ist eine objektive (L.29v.) gegeben”.

Anwendungsmodell

(a) Es hängt von meiner Wahl ab, ob ich die zurückgelegte Strecke in Metern, Yards (drei Fuß = 0,9144 m, seit 01.07.1959) oder Toises (une toise, vadem (sechs Fuß = 1,95 m)) messe.

(b) Aber was unser “Ich” entscheidet, hat mit der objektiven Länge zu tun (zurückgelegter Weg): das Ergebnis wird in anderen Begriffen (Meter, Yards, Klafter) genau dasselbe tatsächliche Wesen widerspiegeln (L.7). Oder auch: Jeder andere Mensch wird mein Ergebnis überprüfen können (l.23v.). Das Messergebnis wird an sich identisch sein.

Schon *Eukleides von Alexandreia* (-323/ -283) zitiert in seiner *Stoicheia* (Elemente) ein erstes Axiom: “Die Daten, die mit demselben Drittel identisch sind, sind miteinander identisch”.

Mit Buchstaben ausgedrückt: Wenn A gleich B ist und B gleich C, dann ist A gleich C. (L. Brunschvicg, *Les étapes de la philosophie mathématique*, Paris, 1912-1; 1947-3, 88, wo die richtige Interpretation (räumlich oder rein logisch) diskutiert wird). - Zumindest werden hier indirekte Vergleiche angestellt.

R. Descartes (43/47) (1596/1650) erklärt in seinen *Regulae*, XIV, den komparativen Charakter von Eukleides’ Axiom: “Durch den Vergleich finden wir “die Gestalt (äußere Form eines Körpers; Gestalt), die Ausdehnung, die Bewegung usw.”, also die singulären Naturen (eigentliche Seinsweisen) - in allen Daten, in denen sie vorhanden sein können.

Andererseits ist bei einer Ableitung des Typs “Jedes A ist B; jedes B ist C; also ist jedes A C” klar, dass unser Verstand “den gesuchten Begriff und den gegebenen Begriff (L.12), nämlich A und C, vergleicht, aber unter der Annahme, dass beide B sind”.

L. 44.

Folglich,

(i) wenn man die Wahrnehmung (Intuition) einer separaten Realität außer Acht lässt,
(ii) dann - so kann man sagen - "erlangt man alle Erkenntnis durch den Vergleich von mindestens zwei Wirklichkeiten" (Regulae, XIV). (M. Foucault, *Les mots et les choses*, 66).

Descartes erklärt letzteres, indem er zwei Arten des Vergleichs unterscheidet (er behauptet sogar, dass es nur zwei gibt), nämlich den Vergleich nach Maß und den nach "Ordnung".

Erklärende Anmerkungen: Die Messgleichung nach R. Descartes.

a. Descartes - nach Foucault, o.c., 67ss. - behauptet, dass man sowohl kontinuierliche als auch diskontinuierliche Daten messen kann. In beiden Fällen:

(1) man betrachtet zunächst die Gesamtheit (L.22v.: summative Bearbeitung);

(2) die Aufteilung der Gesamtheit in Teile, die "Einheiten" genannt werden.

a. Wenn es sich um kontinuierliche Daten handelt, werden diese "Einheiten" vereinbart (man denke an den Meter, das Yard oder das Fathom zur Messung einer Linie). Die Einheit kann hier als "Messmodell" bezeichnet werden.

b. Wenn es sich um diskontinuierliche Daten handelt (man denke an eine Reihe von Blöcken, die man messen will), dann sind diese Einheiten (Messmodelle) die Einheiten der Arithmetik.

b. - Descartes zieht also eine zweifache Schlussfolgerung.

a. "Der Vergleich zweier Größen (kontinuierliche Daten) oder zweier diskontinuierlicher Daten erfordert in jedem Fall die Anwendung einer gemeinsamen Einheit (Messmodell) bei der Analyse sowohl der ersteren als auch der letzteren". (o.c., 67).

b. "Die Messgleichung läuft also in jedem Fall auf die arithmetischen Verhältnisse von Gleichheit und Ungleichheit hinaus. Das Maß (Modell der Messung, Einheit) erlaubt uns, das Ähnliche (le semblable, das Analoge (L.35)) nach der berechenbaren Form der Identität und der Differenz (L.35vv) zu analysieren". (ebd.).

Mit anderen Worten: Die Messgleichung teilt zunächst auf (Verteilung) und wendet dann eine gemeinsame Einheit (Maß, Messmodell) an (ebd.). Es handelt sich um eine Analyse durch Einheiten, um Gleichheit und Ungleichheit festzustellen (ebd.).

L. 45.

Entscheidung.

Man höre: Descartes ist und bleibt traditionell. Aber er innoviert: nicht Identität und Differenz (Nicht-Identität), sondern deren berechenbare Form. Das ist für ihn die Analyse (vergleichende Ordnung). Die mathematische (arithmetische) Form der Analyse tritt in den Vordergrund.

Erläuterung.

1. Die “mathesis universalis” (allgemeine “Mathematik”) nach Descartes.

a. M. Foucault, o.c., 70ss., unterstreicht:

(1) nicht das mechanische Denkmodell (d.h. die Interpretation der Wirklichkeit als “Maschine”, wie z.B. im XVII. Jahrhundert in der Medizin oder Physiologie);

(2) weder das Mathematisierungsmodell (d.h. die Interpretation der Wirklichkeit als verkörperte mathematische Formel, wie in der Astronomie und in einem Teil der Physik) noch die Gesamtintention von Descartes darstellen

b. Descartes’ grundlegende (totale) Intention heißt “mathesis universalis” (wörtlich: umfassende, berechnende Theorie der Ordnung). Nicht die Interpretation als Maschine, nicht die mathematische Interpretation, sondern die Ordnung durch ihre eigenen Ordnungsmittel, das ist Descartes’ vollständiger Entwurf.

Analyse” bedeutet sowohl maschinelles Denken und Mathematik als auch allgemeine Ordnungstheorie, vor allem aber letztere.

c. Darin - in einer mathematisierenden Ordnungstheorie, die die gesamte Wirklichkeit umfasst - ist Descartes nicht neu: die Paläoputhagoreer - (-550/-300), mit ihrer Arithmologie (Theorie, die mit Zahl, geometrischer Form und ‘Harmonie’ (Vereinigung) arbeitet), vertraten eine analoge (L.35) Lehre.

Und jeder Platonismus (Platon v.. Ath.: -427/-347; der ältere Platon wurde mehr und mehr puthagoreisch) setzt diese Tradition zumindest teilweise fort.

2. Wir erklären dies im Detail. (45/46)

a. Die Ordnung unterscheidet sich nach Descartes vom Vergleich durch Messung. “Ich durchschaue die Ordnung, die z.B. zwischen A und B besteht, ohne etwas anderes als diese beiden Begriffe zu berücksichtigen. Bei der Messung kam noch etwas Drittes dazwischen.

b. Die Ordnung der Dinge lässt sich nicht erkennen, wenn man sie einzeln betrachtet; aber:

(i) Man erkennt zunächst die einzigartige Tatsache an,

(ii) nach dem man die nächstgelegene Realität (gegeben) erkennt.

Dadurch entsteht eine Serie (serielle Seite).

L. 46.

c. Die Reihenfolge der Dinge wird zweitens dadurch bestimmt, dass sie in der obigen Abfolge mit dem einfachsten Element beginnt und im weiteren Verlauf mit dem komplexesten Element (der komplexierenden Seite) endet.

Zusammengefasst:

(i) Reihenbildung - wovon die Zahlenreihe, die in der obigen Arithmetik eine Hauptrolle spielt, nur eine Art ist -;

(ii) Komplexisierung (die Entwicklung der Analyse vom einfachsten zum komplexesten Stoff).

Ein Modell für die Anwendung.

Ausgedrückt - in modernen algebraischen Begriffen - folgt die Satzformel:

$$a/b + c = d.$$

Die kartesische "Ordnung" würde darauf hinauslaufen:

(i) Zunächst die einfachsten Daten: a, b, c, d;-- - (Divisionszeichen), + (Aggregationszeichen), = (Gleichheitszeichen).

(ii) dann, die weniger singuläre : a/b.

(iii) schließlich die am meisten zusammengesetzte: $a/b + c = d$.

Ein Modell für die Anwendung.

Erklärte (L.37) die Ameisenkolonie.

Die kartesische Ordnung (als Reihenbildung und Komplexbildung in einem) würde darauf hinauslaufen:

a.1. Ich nehme auf meiner Fingerspitze nur eine Ameise (singuläre Tatsache).

a.2. Ich sehe die Ameise (Analyse) in sich selbst: interne cf.

b. Ich schaue mir jetzt alle anderen Ameisen an (Dichotomie = Komplementarität).

b.1. Ich sehe, dass die anderen in der Form ähnlich sind (Modell identisch), d.h. ich nehme an (L.22vv. (Sömmerung); 35vv. (identitativer Aspekt)) die gesamte Reihe der Ameisen zu einem biologischen Typus.

b.2. Ich sehe die kleine Ameise, die auf meinem Finger zappelt,

zu sein (i) mit dem anderen (lokal (L.37))

und (ii) mit dem anderen zu leben (L.37 (biologische Verbindung)).

c. Ich schaue mir jetzt das Nest und den umliegenden Wald an:

c.1 Das Nest verortet die "Gesellschaft" (System; L.35).

c.2. Das Nest selbst befindet sich im Wald (Supersystem; L.35).

Ergebnis:

(1) Die Serien (a bis c.2.);

(2) Komplexierung.

L. 47.

3. Die Beziehung zwischen Mess- und Bestellgleichung.

a. Dies wird von Descartes selbst wie folgt ausgedrückt. “Man kann die Messung von kontinuierlichen und diskontinuierlichen Daten auf die Grundlage einer Ordnung reduzieren: Die Zahlenwerte der Arithmetik sind immer anfällig für Reihen. (...).

Genau hierin bestehen sowohl die (kartesische) Methode als auch ihr ‘Fortschritt’: jede Messung (...) auf eine Reihe zu reduzieren, die,

(i) ausgehend von der Einzelperson,

(ii) die Unterschiede (Nicht-Identitäten) als viele Grade von Komplexität aufzeigt”. (M. Foucault, o.c., 68).

b. Mit anderen Worten: Die “universelle Ordnungslehre” (mathesis universalis) unterwirft jede Analogie (“resemblance” (L.35 (unten))), das Herzstück der antiken griechischen und scholastischen Philosophie, der Prüfung durch den Vergleich - d.h.: vergleichende Methode, jedenfalls, wo diese Prüfung (Verifizierung/Falsifizierung) zweifach ist:

1.-- Vergleich anhand des Messmodells (der gemeinsamen Einheit).

2.-- Vergleich durch “Anordnung” (d.h. Identität und Menge der Unterschiede (Nicht-Identitäten)) (M. Foucault, o.c., 69).

Anmerkung: -- Selbstverständlich legt Descartes in seiner Kritik an der Unbestimmtheit (nicht des Prinzips selbst) des altgriechischen und scholastischen Komparatismus (= Vergleichsmethode) sowie der komplexierenden Ordnung großen Wert auf die vollständige Aufzählung (L.28) oder Summierung. Dies kann in drei Formen geschehen:

a. -- die erschöpfende Zählung (Inventar (L.22));

b. -- die Einteilung in “Kategorien” (Typen)

c. -- die Analyse einer notwendigen und in gewissem Maße ausreichenden Stichprobe (aus der Menge). Bei jeder der drei Arten der summativen Induktion geht es darum, die Gesamtheit so erschöpfend (vollständig) wie möglich zu prüfen.

Vernunft: nur dann - so Descartes - gibt es absolute Gewissheit über die Identität und; (die Reihe der) Nicht-Identitäten (Unterschiede) (L.35). Vgl. immer Foucault, o.c., 69).

L. 48.

Anmerkung: Ein kulturgeschichtlicher Vergleich.

Wie bereits gesagt (L.45), hat Descartes, bewusst oder unbewusst (es gibt ja eine klare Renaissance des Puthagoreismus und Platonismus) (vgl. O. Willmann, *Gesch. d. Id*, III (Der Idealismus der Neuzeit), Braunschweig, 1907-2, 24/69 (Der Pythagoreismus d. Ren.; *Einfl.d.Pyth. auf Mathematik u. Astronomie*); 70/101 (Der Platonismus d. Ren.), zu einer Tradition.

1. Bildung von Puthagoras-Reihen und Komplexbildung.

a. Eukleides, *Elemente*, 7/9 (Arithmetik), beginnt mit zwei Definitionen:

(i) “Monas (= Monade, Einheit verstanden als Element (Mikro-Einheit)) ist sie, der jedes der Wesen (‘onten’) eins genannt wird”;

(ii) Arithmos (= Aggregation, ‘Zahl(enform)’) ist die Menge (‘plèthos’), soweit sie aus Mikroeinheiten (‘Monaden’) besteht”. (P. Krafft, *Geschichte der Naturwissenschaft*, I (Die Begründung einer Wissenschaft von der Natur durch die Griechen), Freiburg, 1971, 319).

Mit diesen beiden Beschreibungen fügte sich Eukleides zu seiner Zeit in eine alte, paläoputhagoreische Tradition des Zahlenbegriffs ein: “Die Eins(en), (verstanden als Element, stoicheion), ist für alle Zahlen (‘arithmoi’) da; sie ist nicht selbst eine Zahl (‘arithmos’, Sammlung von Einheiten). Sie ist jedoch in allen ‘Zahlen’ (‘arithmoi’, Ansammlungen von Einheiten), als deren notwendige Bedingung”. (O. Willmann, *Gesch. d. id.*, I, 2721, wo der Vorschlagende von der paläo-puthagoräischen Idee der Zahl spricht (d.h. von -/550).

Als Eukleides um -300 seine Stoicheia (Elemente) schrieb, lebte er noch in dieser älteren Tradition. Mit anderen Worten: Erst ab der Zwei (der kleinstmöglichen Ansammlung von Einheiten) sprechen die älteren Griechen von “Zahl” (d. h.: Ansammlung von Einheiten). Zahlentheorie ist Mengenlehre! (L.28v.)

Die altgriechische Mengenlehre ist eine Einheitstheorie (L.10/13).

“Dabei (d.h. bei dieser Art von Versammlung) kam mir die doppelte Bedeutung von ‘sie’, ‘eins’ in den Sinn, die auch in unserem Wort ‘Einheit’ enthalten ist.

1. Nun ist “sie”(€V) die “Eins” als Element, das alle Einheitssammlungen (“Zahlen”) konstituiert.

2. Dann wiederum ist dieselbe ‘Eins’, verstanden als Verbindung (L.30; 37v.), ‘Henosis’, das, was jede ‘Zahl’ (Menge von Einheiten) zur ‘Zahl’ (Menge von Einheiten) macht, - ‘Zahl’ (Menge von Einheiten), die selbst einmal etwas ist, d.h. eine Einheit (= Verbindung) einer Vielheit’. (O. Willmann, o.c., 272).

L. 49.

Willmann, der große Bildungsphilosoph, hätte es nicht deutlicher sagen können: Die altgriechische Einheitstheorie (mikromonadisch und makromonadisch verstanden) ist Mengenlehre avant la lettre, und zwar im Bereich der spezifisch altgriechischen Einheits- oder Harmonielehre (auf die wir noch eingehen werden).

2. Platonische “Stoicheiose” (Reihenbildung und/oder Komplexbildung).

Wir zitieren die Übersetzung einer Passage aus Platon, *Theaitètos* (Theaetetus) und id., *Filèbos* (Philebus) - letztere in einem günstigen Sinne übernommen von E.W. Beth, *De wijsbegeerte der wiskunde (Van Parmenides tot Bolzano)*, Antw./Nijm., 1944, 36v. Aber zunächst einmal zwei Wortbedeutungen.

1. Thot (= Thoth, Theuth) ist die antik-ägyptische Kraft (Lebenskraft - persönliche Gottheit, die die intellektuellen Aktivitäten, die Schrift, die Sprache usw. steuert)” (d.h. die notwendige ‘fluidische’ (feine oder verdünnte) Grundlage liefert)

Stoicheion” (mv.: “stoicheia”) ist im Altgriechischen “das, was sich als Glied einer Reihe anschließt, -- besonders wenn diese Reihe entweder ein Rang oder z. B. eine andere Linie ist (A. Bailly,-- E. Egger, *Dict. Grec/Français*, Paris, 1903-4, 1795).

a. Unter “Stoicheion” versteht man vor allem den Teil eines Textes, der in einer Zeile geschrieben ist, d.h. ein Buchstabenzeichen.

b. In einer der vielen metaphorischen Bedeutungen bedeutet “stoicheion” “Element” (Mikroeinheit). Platon beschäftigt sich mit diesen beiden Bedeutungen.

Zuhören.

“Als jemand - entweder ein Gott oder ein göttlicher Mensch (*Anmerkung:* ‘göttlich’ bedeutet hier ‘übersinnlich’) - (nach einem ägyptischen Mythos (‘Geschichte’) hieß er Theuth) bemerkte, dass Klang unendlich vielfältig (= Vielheit) ist, war er der erste (= Prototyp), der dies erkannte:

(1) dass in dieser Unendlichkeit (Vielheit) die Vokale nicht “einer”, sondern “viele” waren und

(2) wiederum, dass es andere Laute gab (vgl. L.7), die zwar keine Vokale waren, aber dennoch einen gewissen Klangwert besaßen, und dass es auch von diesen eine gewisse Anzahl (Multiplizität) und

(3) Er unterschied eine dritte Art von Buchstaben, die wir heute Konsonanten nennen.

L. 50.

Dann teilte er (L.47 (fast ganz unten: Einteilung in “Kategorien”))

1. die Konsonanten, bis er jeden einzeln unterschieden hat (L.46 (oben: Singular)) (L.47: Unterschiede)

2. in gleicher Weise die Vokale und

3. die Halbvokale, bis er auch von diesen die Anzahl kennt.

Und er wurde (alle und alles zusammen (L.25 (Elemente/Gestalt); 29 (Cantors Sammlungsbegriff); 33 (summativ)) “stoicheia”, Buchstaben genannt.

Aber Theuth erkannte, dass keiner von uns

(a) einer von ihnen getrennt

(b) ohne alle anderen lernen könnte (L.7 (compl.).

Theuth vertrat die Auffassung, dass dies (nicht ein einzelnes ohne die anderen) eine Verbindung sei, die sie alle zu einer Einheit mache (L.10v.).

Die Konsequenz;

Theuth ordnete ihnen eine einzige Wissenschaft zu, die er ‘Sprachtheorie’ (Grammatik) nannte”.

Entscheidung.

a. Es besteht nicht der geringste Zweifel - zumindest bei genauer Lektüre des Textes - , dass auch Platon in rein pythagoräischer Tradition die kartesische Methode des exakten Vergleichs in gewisser Weise vorbereitet.

b. Aber es gibt noch mehr. E.W. Beth, o.c., 103, sagt wörtlich Folgendes.

“In diesem Zusammenhang verdient der Brief vom 30.11.1629 an le P. Mersenne (le Père Marin (1688/1648), Mathematiker und Denker, Freund von Descartes) eine weitere Diskussion.

Unter Bezugnahme auf eine Art Esperanto (eine internationale Sprache, die um 1887 von dem Polen Dr. Lejzer Ludwik Zamenhof entworfen wurde) erklärt Descartes, wie seiner Meinung nach die Wortwurzeln einer solchen Sprache und die entsprechenden Buchstaben (Zeichen) zusammengesetzt sein sollten (L.46 (Komplexbildung)).

Die Ziffern und Zahlen dienen ihm als Beispiel.

Man sollte unter den menschlichen Gedanken eine Rangordnung (L.46: Serien und Komplexe) aufstellen, wie sie von Natur aus unter den Zahlen besteht. Davon ausgehend könnte man dann eine Sprache konstruieren (...). Nur eine “wahre” (im kartesischen Sinne) Philosophie würde jedoch die Umsetzung dieses Plans ermöglichen.

L. 51.

Die Vernunft: Sie ist das Einzige, was es uns ermöglicht, menschliche Gedanken zu verstehen:

- (1) zu unterscheiden (L.47: Differenzen)
- (2) aufgeführt werden (L.28; 47 (a.a.O.)) und
- (3) (L.47).

Wenn wir erst einmal ein Inventar (L. 22) der singulären Vorstellungen haben (*Anm.* -- Wie Beth, o.c., 116, sagt: G.W. Leibniz (1646/1716) hat später ein solches "Inventar" als "alphabetum cogitationum humanarum" (Alphabet der menschlichen Gedanken) konzipiert), aus dem alle Gedanken zusammengesetzt sind, wäre eine universelle Sprache möglich, die das Urteilsvermögen so unterstützen würde, dass Irrtum fast unmöglich wäre.

Beth fasst zu Recht zusammen (ebd.): "die mathesis universalis (...) Verallgemeinerung von 'Analyse' und Algebra (...)".

Allgemeine Entscheidung.

1. M. Foucault hat versucht, wahr zu machen, dass Descartes (und mit ihm die kartesische Ära) mehr und anderes wollte als den Mechanismus (L. 45) und die Mathematisierung der gesamten Wirklichkeit (L.45).

2. E.W. Beth jedoch, die sich ebenfalls auf Descartes' Texte stützt, nuanciert Foucaults Einschätzung sehr feinfühlig: ist und bleibt ein Vorbild (Hauptmodell) von Descartes' Schema der Dinge, der Mathematik. sie, und sie alle, ist maßgebend.

J.-P. Sartre (1905/1980), der große französische Existentialist, behauptet in seinen *Situations* (1947/1976), I (*La liberté cartésienne*), dass Descartes in seiner Jugend den rationalen Zwang erlebte, den mathematische Wahrheiten dem denkenden Geist auferlegen, und zwar so sehr, dass diese "existentielle" (d. h. persönlich erlebte) Erfahrung seinem gesamten Denken, einschließlich der Philosophie, einen neuen rationalistischen Stil aufzwang.

Dies hindert Descartes jedoch nicht daran, einen wichtigen Schritt nach vorn in Bezug auf die vergleichende Methode zu machen, dem wir unsererseits folgen werden, selbst wenn wir uns nicht dem "rationalen" Zwang der Mathematik hingeben, wie Sartre behauptet, ihn in allem Cartesianischen zu entdecken.

Die mathesis universalis, nicht rationalistisch (modern), sondern antik-puthagoräisch, d.h. agogisch (auf selbständiges Denken und Heil gerichtet), ist und bleibt eine große Errungenschaft in Sachen Genauigkeit.

L. 62.

2.-- Die Differentialgleichung.

(1) “Anders” (vgl. das lateinische “differentia” (gr.: “diaforma”), Unterschied, Unterscheidung) bedeutet “das, was der/den Differenz(en) entspricht, bzw. das, was Unterschiede betrifft!

Die “differentielle” Psychologie befasst sich also mit den Unterschieden (Unterscheidungen, ja, Gegensätzen) im Verhalten bzw. Innenleben der Menschentypen (Tiere, wenn es sich um Tierpsychologie handelt).

Es ist klar, dass wir hier innerhalb der Sichtweise der identitären Mentalität bleiben (L.35v.).

(2) Mit *H.J. Hampel, Variabilität und Disziplinierung des Denkens*, München/Basel, 1967, 82/104 (Variologische Denksysteme), könnte man von einem “variologischen”, d.h. auf Variation (Varianten) gerichteten Vergleich sprechen, -- wenn nicht dieser Denker in diesem Begriff “variologisch” seine eigene Ideologie festlegt (auf die wir später zurückkommen werden).

Einleitung.

a. Auf Seite 35 oben haben wir die Liste “identisch/ teilweise identisch (= analog) / völlig nicht-identisch (unterschiedlich, verschieden)” gesehen: Damals lag der Schwerpunkt auf der Identität.

1. Vergleichen heißt aber immer, sowohl Identität als auch Nicht-Identität zu sehen. Daher nun ein Wort zur Typologie der Nicht-Identität.

2. Descartes (L.47) lehrte uns, bestimmte vage Vergleiche zu vermeiden. Deshalb betonte er die Unterschiede (L.47), behielt aber die identitäre Denkweise bei. Dieser kartesianische Sinn der (lumpigen) Feindifferenzierung (die Enträtselung (L.6: Analyse)) findet hier seine Anwendung.

b. *Kard. D. Mercier* (1851/1926), der Vorläufer der heutigen Neo-Scholastik (L.28), betont in seiner *Logique*, Louvain/Paris, 1922-7, 107/109, dass Nicht-Identität (‘Opposition’) u.a. in vier verschiedenen Bedeutungen verstanden werden kann.

a.- ein contradictorische Opposition

So sind die Begriffe “weiß” oder “nicht-weiß”; “gerecht” oder “ungerecht”: es ist eines von beiden (Dilemma). Im Lateinischen wird das “oder” zwischen zwei unvereinbaren Ideen durch “aut” dargestellt (nicht durch “vel”). Vgl. L.15).

Kommentar. - Mercier hätte hinzufügen sollen, dass “weiß zu sein oder nicht weiß zu sein” schließlich eine Mauer darstellte:

L. 53,

a. wenn sie weiß (gekalkt) ist (die Betonung liegt auf dem tatsächlichen Sein (L.7v.) und nicht auf “weiß” als nicht rot oder so), dann IST diese Wand weiß;

b. Von Herakleitos von Ephesus (-535/-465), der schon in der Antike wegen seiner für den allgemeinen Verstand herausfordernden Aussagen als “der Dunkle” bezeichnet wurde, können wir sagen, dass er sich in der Lage befand, die Welt zu verändern: “Diese Wand ist sowohl weiß als auch nicht-weiß”; aber wir meinen dann nicht das eigentliche Sein als eigentliches Sein (wie oben), sondern so etwas wie “Diese Wand ist (auf den ersten Blick) weiß, aber (in Wirklichkeit) ist sie nicht so rein weiß”; oder noch: “(Jetzt) ist diese Wand weiß, aber (schon) verfärbt sie sich, durch Verwitterung e.d.m. und ist daher auch nicht weiß:

b - die private Opposition (Differenz).

In diesem Fall drückt die Verneinung die Leere oder das Fehlen von etwas aus, das vorhanden sein sollte.

So: “Diese Dame sieht nicht” (ist der Ausübung des Sehsinns beraubt, den sie hätte haben sollen), -- z.B. durch (angeborene oder erworbene) Blindheit).

Mercier drückt es humorvoll aus: “Der Stein zum Beispiel sieht nicht, aber er ist nicht beraubt (mit anderen Worten, für ihn ist es keine Leere).

c) Der konträre (gewöhnliche) Widerspruch.

Hier findet die kartesische Reihenbildung (l.45/47) eine Anwendung. gegeben: eine Art (Typ), z.B. eine Farbe, Gewissensqualität, Gesundheitszustand, etc.

“Weiß” und “nicht-weiß” (einschließlich rot, schwarz usw.) sind beides Farben, aber jede negiert die andere; “gewissenhaft” und “skrupellos” sind beides Eigenschaften des Gewissens, aber jede negiert die andere; “gesund” und “ungesund” sind beides Arten von Gesundheit, aber jede negiert die andere.

Anmerkung - Systechy, Gegensatzpaar, (vgl. L.36)

O. Willmann, *Gesch.d. Id.*, I, 273, spricht von einer wichtigen Lehre der Paläoputhagoräer (-550/-300), nämlich einer Liste von Systechien (Gegensatzpaaren);

(1) Form/Unförmigkeit; Festigkeit/Unstetigkeit; Ordnung/Unordnung; gerade/schief; rechts/links;

(2) männlich/weiblich (nicht-männlich);

(3) Licht/Dunkelheit (Abwesenheit von Licht);

(4) gut/böse (nicht-gut) - zusammen mit “Identität/Nicht-Identität (Differenz)” bilden sie ein kurioses Stück Differentialgleichung.

Es ist wahr, dass sie, von unserer Klassifikation (Typologie) aus gesehen, mit der wir uns jetzt befassen, disparat sind; d.h. “nicht-gut” ist in der Tat privat; Grund: normativ gesprochen ist “gutes” Handeln z.B. eine Forderung, “böses Tun” ist ein Mangel, eine Lücke, ja eine sündige Lücke.

L. 54.

Anmerkung: Warum haben wir oben (L.53,--Ad c) von “Serienbildung” gesprochen?

Kard. Mercier sagt nämlich: “Die gewöhnlichen Gegensätze (*les ‘contraires’*) sind die beiden Extreme einer Reihe von Elementen, die unter demselben Typus (Typus; -bedeutung: Sammlung) zusammengefasst sind (L.29).

Nehmen wir zum Beispiel an, dass die Schattierungen des Lichts - gedanklich - in eine Reihe gestellt werden (“disposés en série”) (L.46), -- dann sind die beiden Extrembegriffe “Elemente” dieser Reihe (Serie) zwei Gegensätze.

Wenn es um Daten geht, gibt es (gewöhnliche, widersprüchliche) Widersprüche,

(i) Auch wenn sie auf eine einzige “Klasse” (L.26) zurückzuführen sind,

(ii) und können doch nicht gleichzeitig (L.7: eigentliches Sein; 15; 52v.) in demselben Sein existieren”. (o.c.,108).

Unmittelbar danach sehen wir, dass Kard. Mercier denkt, rein scholastisch betrachtet, dennoch in einer ähnlichen Richtung wie Descartes (L.47 (Einteilung in Typen)).

d.-- Der rein relative Widerspruch.

Dabei handelt es sich - nach Mercier, o.c., 108 - eher um eine Symmetrie (d.h. eine wechselseitige Beziehung) als um einen völligen Ausschluss: Sie besteht, wenn zwei Begriffe (Elemente) vorhanden sind,

(1) obwohl unterschiedlich (verschieden),

(2) und machen doch nur miteinander Sinn.

Zum Beispiel die Vorstellung von “Vater” und “Sohn”: ohne Sohn gibt es keinen Vater und umgekehrt (= symmetrisch). Ebenso - so Mercier - die Begriffe “doppelt” und “halb” oder “Wissen” und “bekanntes Objekt”.

Es wäre vielleicht besser, von einem “korrelativen” Gegensatz (gegenseitige Beziehung) zu sprechen.

Entscheidung.

Diese Einführung in den differentiellen Vergleich zeigt, wie mehrdeutig (ein Wort für mehrere Bedeutungen) die Negation (“nicht”, “auf-; -los” usw.) sein kann. Wir haben das kartesische System mit großer Raffinesse analysiert! Kehren wir nun zu Herakleitos von Ephesos (L.53) zurück: Das Wortspiel mit den Gegensätzen hat ohne eine solche Analyse à la Descartes nicht viel zu bedeuten.

L. 55.

Teil 1: Die Idee des “logischen Differentials”. (55/60)

(Nehmen wir als Grundlage die Anordnung von Elementen in “Kästchen” (kleinen Plätzen), d. h. Kästchen auf einer horizontalen Linie. Dabei handelt es sich um eine Art “Kombinatorik” (d. h. Konstruktion, Analyse usw. von “Konfigurationen” (eine Menge von Orten, die mit einer bestimmten Reihenfolge versehen sind)).

(2) Zweiter Ausgangspunkt ist die paläoputhagoräische Systechie (Paar von Gegensätzen; L.53v.), die wir in mindestens zwei Kästen unterbringen (‘kombinieren’); also:

“gut +	nicht-gut” (böse) -
-----------	------------------------

Ein solches “bi.nomium” (algebraischer Begriff) oder - auf Griechisch - duas, dyad (= Dualität, binäre Seinsweise) umfasst einen der oben analysierten Gegensätze, aber vereint (“Harmonie” der Gegensätze) im Rahmen einer Konfiguration.

(3) Das Differential.

Ausgehend von den beiden vorangegangenen Grundlagen können wir nun das Differential beschreiben, wie es in eine geordnete Theorie gehört (nicht wie in der Mathematik).

(a) Ein und derselbe Begriff (Element) - z. B. “gut” - wird, nach links gestellt, bestätigt (+) und, nach rechts gestellt, verneint (L.52/54) (-). So wird die Polarisierung (bi-polare Opposition) buchstäblich kombinatorisch (d. h. durch Positionierung) “analysiert” (durch Zersetzung geklärt).

(b) Kombinatorisch führen wir nun einen dritten, d.h. mittleren Platz ein (und schaffen so ein Intervall zwischen den beiden Extremen):

“gut +	gut-und-nicht-gut + / -	nicht gut (böse) -
-----------	----------------------------	-----------------------

Ao wir haben jetzt eine “Triade” (altgriechisch für Dreiergruppe, eine Art dreifaches Wesen). Dies ist das elementare (singuläre) Differential (L.45v.).

Anwendungsmodelle” des Begriffs “Differential”.

Wir nehmen Beispiele, bei denen die Idee des Maßstabs (kleiner, großer Maßstab (L.42/44: Messvergleich)) in den Vordergrund tritt.

Wirtschaftsmodell.

Man unterscheidet (unter demselben Begriff) zwischen kleinen (Klein-)Unternehmen und mittleren und großen oder sogar riesigen Unternehmen.

L. 56.

Seit Lord J.M. Keynes (1883/1946) spricht man nicht nur von Mikroökonomie (Volkswirtschaft auf kleiner oder mittlerer Ebene), sondern auch von Makroökonomie (Volkswirtschaft auf z.B. nationaler oder sogar internationaler Ebene).

Aest(h)etisches Modell

a. C. Lefèvre, S.J., *La composition littéraire*, Bruxelles, 1936-3, 13s. schreibt: "Die Begriffe (Ideen) 'angenehm' (i) anmutig (gracieux), (ii) schön (beau), (iii) erhaben (sublime) -: diese Ideen drücken das aus, was man 'eine progressive Abfolge' (une progression) nennen kann (*Ricardou, De l'idéal*, 112s.)"

Es stellt sich die Frage: Worin besteht der Unterschied zwischen diesen drei ästhetischen Kategorien (L.47 (Typen))?

b. - Jeder Künstler, aber ganz sicher Guido Gezelle (1830/1899), suggeriert z.B. in seinem Gedicht "Voetjes" die kleinräumige Schönheit (= anmutig). Zuhören.

"Dieser Fuß und jener Fuß warteten zusammen auf die Kälber. Die Kälber gingen im Chor. Dieser Fuß und jener Fuß gingen sehr schnell vorwärts. Dieser Fuß -und jener Fuß werden im Wasser gewaschen werden. Das Wasser wird sie abspülen.-- Dieser Fuß und jener Fuß werden im Wasser abkühlen.-- Sie werden so rot leuchten wie die Roozekes.-- Sie werden so weiß sein wie die Milch.-- Wie Bezekes (Beeren) unter den Blasen. (1858(?))". (*P. Baur-, inl., Guido Gezelles Gedichte (Tijdkrans, Rijmsnoer, Laatste Verzen)*, Amsterdam, 1943-1, 722).

c. **Anwendbares Modell** des Erhabenen. Gezelle sieht einen alten Baum - eine Eiche - , der gefällt wurde. Zuhören:

Anmerkung der Redaktion: Gezelles Gedichte wurden in einem älteren niederländischen Dialekt verfasst und sind kaum übersetzbar. Wir geben sie im Folgenden im Originaldialekt wieder.

"De reuze.

Uitgekleed, in 't zonnebranden,-- al uw leden, naakt en bloot,- heerscher in de nederlanden,-- koning van de bosschen groot,-- eekenboom, zoo sterk voorheden,-- wie dan heeft u neêgestreden? -- Winden vielen, vast en vele,-- stormend' u en stootend' aan;- grepen u, bij hals en kele,-- wilden u in 't zand gedaan:-- staan, zoo liet het al te booze -- windgevaart' u, schrikkelooze!

Donderende drakentoten (drakenmuilen) hemelmachten, onbekend,-- vonken viers (van vuur) en vorken schoten, -- dapper, u den top omtrent:-- niets en heeft ontroerd of onder 't bliksemvier (bliksemvuur) u neêgedonderd.-- wie, dan, heeft u omgestreden,-- groene reus, met al uw macht?-- Naakt en bloot uw' schoone leden,-- effenvloers, in 't zand gebracht?-- Wie kon al uw krachten dwingen, haarlooz en in schand' u brengen?-- Staan en blijft, voor menschenhanden,-- niets, 't en zij dat eeuwig leeft.-- Koning van de nederlanden,-- sterk is hij (= God), die nooit en beeft:-- 't menschdom heeft u, baas bedegen (bedijgen = (sterk) worden),-- groenen. reuz, omneêgekrege. - (01.10.1896)". (ibid 391).

L. 57.

Wat verder vermeldt Baur een analoog (L.35 (onderaan)) gedicht, waarvan, hier nu, titel (*Van den ouden boom*) en aanhef:

‘Met uitgestroopten arm,-- ten halven afgeknuist (afgeknot tot er een knuist van rest),-
- wie staat er daar, en steekt een onbestaande vuist -- ten hemel? is ‘t een reus -- in beelde?
Neen’t, ‘t en is -- geen menschenbouw.’t Is eer een wangedaantenis, - een steenen
berggedrocht (bergmassa),-- dat, staande fel en fier,- - de scherpe houwen torst -- van ‘t
vonkend hemelvier (bliksem). (...)’.

Anmerkung - Jeder, der sich mit Kunst und Ästhetik auskennt, weiß das,

(i) Gezelle sieht, die nackte Wirklichkeit;

(ii) sondern zusammen mit dieser nackten Realität eine Idee (also Anmut im Kleinen, wie bei *Voetjes*, oder Erhabenheit im Großen, wie in den beiden vorhergehenden Gedichten). Die Wortwahl, die Syntax, die ganze Atmosphäre wird nicht so sehr von der nackten Realität, sondern von der Idee bestimmt. Wer also die ästhetische Idee nicht begreift (betrachtet, wahrnimmt), der begreift nicht, was der Dichter sagen will.

d. Auch Humor

(kleine Skurrilität) und Ironie oder Sarkasmus (große Skurrilität) verwenden die oben genannten ästhetischen Kategorien (Grundideen).

Zuhören.

J. Racine. (1639/1699), der klassische französische Tragödiendichter, schrieb auch eine Komödie, *Les Plaideurs* (1688), in der die Antithese (Widerspruch; L.52 ff.) u.a. in folgendem Satz eine Rolle spielt: (Der Vorgeladene sagt humorvoll zum Kommissar: “Monsieur, ici present, - M’a, d’ un fort grand soufflet (Kinnladen), fait un petit présent (‘vorhanden’):

Eine Katastrophe (ein Unfall) kann ebenfalls von geringem Ausmaß oder im Gegenteil von großem Ausmaß sein. Die letztere Art von Unglück wird oft als Tragödie bezeichnet.

L. 58.

1. Etwas davon schimmert in Gezelles Gedicht “*Van den oudeden boom*” durch, in dem er von “einer Monstrosität, einer steinernen Bergmonstrosität” spricht (Monstrosität ist Masse, aber, wie Monstrosität, unheilvoll in der Größe, düster).

2. Iets in dezelfde zin klinkt door in *Gezelle's Avondrood* (vierde strofe): “In ‘t heerlijk zonnenveld,-- dat donker wordt omhoog,-- en, langzaam, donkerder -- en dieper, staan ten tooge (d.i. als een schouwspel),-- geschreven, zwart op goud,-- een bende reuzen groot : -- het eindloos boomenvolk,-- in ‘t eindloos avondrood”.

Weerom: de woordkeuze (grootschalig zowel ‘eindloos’ (tweemaal) als ‘bende reuzen’ of ‘(boomen)volk’ (waarbij de onoverzichtelijke veelheid, uitgedrukt in ‘bende’ en ‘volk’, onheilspellender overkomt dan b.v. slechts één boom)), de sfeer (in ‘avondrood’ b.v.) wordt bepaald - niet door de naakte werkelijkheid, doch, - door de idee (grootschaligheid ineen bestaande met onheilspellende sfeer).

3. Eveneens binnen dezelfde esthetische categorie (basisidee), klinkt van dezelfde *Gezelle*, b.v. *De Gypten* (Baur, I, 614).

De Gypten, terloops, zijn Zigeuners.

“ ‘t Is donker in ‘t houtgroen en ‘t beukloof is dicht.-- (...). -- Zij zijn daar, de gypten een dolende schaar. -- met vonkeiend’ oogen en golvend van haar.-- (...).

Bij ‘t helblakend kampvier (kampvuur), in ‘t dagdoovend groen,-- daar leegren de mannen, verwilderd en koen.

Daar zitten de vrouwen: zij braden het maal -- en schenken vol wijndrank den ouden bokaal.

Gezangen en sagen herklinken rondom -- met klankvolle toonen, als klokken-gebrom.

En toovrende spreuken, voor nood en gevaar,-- leert grootheer (= grootvader, voorvader) zijn kindren herhalen, te gaar.

Zwart kijkende meiden ontginnen den dans -en flikkren, verwandlend van schaduw en glans.

Daar ruischt de kithara, de muizelzak tiert,-- wijl, wilder en wilder, de dansronde zwiert.

Nu staken zij, moede van ‘t avondverkeer.

De beukeboomen zuchten; de slaaplust valt neer.-- En zij, zoo ver verwijderd van huis en van land,- Z ‘aanschouwen, al droomen, hun zaligend strand.(...).

(November 1877)?

L. 59.

Gezelle, so heißt es, schrieb dieses Gedicht nach Emmanuel Geibel' (1815/ 1864), der einst zwei Jahre lang als Erzieher im Haus des russischen Gesandten in Athen lebte und sich später viel mit der südlichen Literatur beschäftigte.

Worin besteht die Individualität (innerhalb des Unheimlichen als Kategorie)? In der Tatsache, dass bei den Zigeunern das Unheimliche nicht in der Natur (z.B. den Bäumen), sondern in den Menschen liegt. Mehr noch (und darauf wollen wir später zurückkommen): die Zigeuner repräsentieren in unserer aufgeklärten Zeit (die Aufklärung ist ab +/- Ende des XVII. Jahrhunderts anzusiedeln) ein Überbleibsel (superstitio) einer alten nächtlichen Religion, die der Erde (als Erdmutter) nahe steht.

Nun, diese Religion wirkt, zumindest auf aufgeklärte Gemüter, "unappetitlich", "unheimlich bedrohlich" und "bedrohlich". - Gezelle hat uns in seinem Gedicht etwas von dieser Atmosphäre (Idee) vermittelt.

Soziologisches Modell.

1. D. Szanton, *Kulturelle Konfrontation auf den Philippinen*, in: *Cultural Frontiers of the Peace Corps*, Cambridge (Mass.) / London, 1966, 35/61(insb. 53), schildert, wie die Anpassung der US-Friedenskorpsangehörigen auf den Philippinen eine ganze Bandbreite oder ein Spektrum (d.h. ein angereichertes Differential) mit den "Kategorien" (L.47) aufweist:

(i) Ablehnung, Abneigung, (ii) Unnahbarkeit, (iii) Akzeptanz, Zuneigung - dies in Bezug auf die einheimische Bevölkerung und ihren Kulturtyp. Man könnte diesen Dreiklang wie folgt charakterisieren:

(i) Akzeptanz/Präferenz	(ii) Abneigung	(iii) Ablehnung/Verweigerung
+	+/-	-

Man sieht, wie in den menschlichen Beziehungen (Einstellungen) die Dreifaltigkeit, die das minimale Differential (L.55) kennzeichnet, wieder präsent ist.

2. Analog dazu ist das Polaritätsprofil (vgl. Ch. E. Osgood, *The Measurement of Meaning*, 1957).

Bei einer Meinungsumfrage, z.B. darüber, was "die Leute" von jemandem halten (z.B. von einem Lehrer) - Image-Impressionsforschung -, kann als Fragemethode die differentielle Triade "kompetent"/"unentschieden"/"nicht kompetent" verwendet werden.

L. 60.

Mehr noch: Wenn man für jedes Feld die Anzahl der Personen notiert, die ein Urteil fällen, dann hat man in der Tat eine mathematische Methode (L.45: Mathematisierungsmodell). Immerhin kann man die Zahlen vergleichen.

Teil 2. -- Die Auswirkungen des (schrittweisen) quantitativen Wandels auf die Qualität.

Zunächst einmal gibt es immer noch Menschen, die die "Quantität" (ggf. mathematisch ausgedrückt) als Gegensatz zu einem Sinn für das Qualitative in der Realität betrachten. Und dann kritisieren sie die Mathematik und die Quantifizierung! Wir glauben im Gegenteil, dass Quantität und Qualität bis zu einem gewissen Grad zusammen existieren.

a.-- Ainesidemos von Knossos (+/- -50) ist ein Skeptiker (Philosoph, der sich auf die Forschung konzentriert, soweit sie in Ungewissheit und Zweifel endet). Unmittelbar ist er ein Anhänger von Herakleitos von Ephesos (L.53), was bedeutet, dass er eine Vorliebe für paradoxe Aussagen hat, in denen echte oder scheinbare Widersprüche formuliert werden.

Literaturhinweis : V. Brochard, *Les sceptiques grecs*, Paris, 1887-1; 1969, 253/298; R.G. Bury, *Sextus Empiricus*, 4 Bde., Cambridge (Mass.), 1961, I (*Outlines of Pyrrhonism*), xxxvii/xl.

a.1 Im Zentrum dieses Kretischen stehen die sogenannten Tropen (Tropoi, Meinungsbildungsweisen), die dazu dienen, zu beweisen, dass sowohl unsere Sinneserfahrung als auch unser Denken im Grunde relativ sind (Relativismus: nichts ist "absolut (sicher)").

a.2. Zu diesen Tropen gehören diejenigen, die sich auf den Gegenstand unserer sensorischen oder intellektuellen Erkenntnis selbst beziehen (objektive Tropen). Hier sind nun die Beziehungen zwischen Quantität und Qualität angesiedelt. Es gibt eine Verbindung (L. 35; 37) - offenbar mehrfach eine Verbindung ACD (Ursache)/CSQ (Wirkung) (L.24) - zwischen quantitativen Veränderungen des Objekts und qualitativer Wahrnehmung (Springen).

Als Beweis führt Ainesidemos an.

A. - Verteilungsänderungen (L.26; 38).

Wenn eine Information innerhalb desselben Zeitraums oder Raums entweder häufiger oder seltener wird, erscheint sie qualitativ anders.

Ein Komet (Schweifstern) beispielsweise erregt wegen seiner Seltenheit Aufsehen, die Sonne ist wegen ihres täglichen Erscheinens nicht sensationell.

L. 61,

Dazu fällt mir ein römisches Sprichwort ein: “Assueta vilescent” (Dinge, an die man gewöhnt ist, fallen einem ein). Man erinnert sich an eine ähnliche Beobachtung: “Man lernt, damit zu leben”. -- Zum Beispiel ist ein Erdbeben in Städten, in denen es häufig auftritt, weniger oder gar nicht sensationell. - Differenzial:

frequent +	frequent / nicht-frequent +/-	selten -
---------------	----------------------------------	-------------

B.-- kollektive Änderungen (L. 38).

Wenn sich die Masse einer Sache ändert, ändert sich auch die Qualität dieser Masse.

Zum Beispiel - sagt Ainèsidèmos - ist ein einzelnes Sandkorn stachelig, und Sandkörner, die zu einem Haufen aufgehäuft sind, fühlen sich weich an. So stärkt eine kleine Dosis (posologische Menge) Wein “die Seele”, während sie bei allmählicher Steigerung irgendwann ins Gegenteil umschlägt: zu viel Wein ist schädlich!

So wird - um ein Experiment von Anaxagoras von Klazomenai (-499/-428), dem Begründer der experimentellen Wissenschaft im antiken Griechenland, zu zitieren - ein mit Luft gefüllter Sack, der immer stärker gedreht wird, plötzlich platzen.

Differenzierung der Weindosierung

wenige gut +	mehr der Umschlag +/-	zu viel schädlich -
--------------------	-----------------------------	---------------------------

b. Francis Bacon von Verulam (1561/1626), der Begründer der experimentellen kausalen Naturwissenschaft (*Novum organum scientiarum* (1520)), sah denselben Zusammenhang zwischen Quantität (Veränderungen) und Qualität (Veränderungen). Seine berühmten “Tabellen” beweisen es.

So spricht er über die Regel des Experimentierens, genannt ‘productio experimenti’:

(i) wenn man allmählich die Ursache ändert (ACD; L.24), z.B. unter dem Gesichtspunkt der Intensität,

(ii) Wenn es sich um eine echte Ursache handelt, ändert sich auch die Wirkung (CSQ: L. 24) in einem proportionalen Ausmaß.

So gilt das Gesetz, dass das Volumen eines Gases umgekehrt proportional zum Druck ist, der auf es ausgeübt wird.

So zeigt sich in der medizinischen Wissenschaft, dass eine Substanz (ein Gift), wenn sie allmählich verändert wird, eine veränderte medizinische Wirkung hervorruft, und zwar so sehr, dass sich in einem bestimmten Moment “die Wirkung nicht proportional, sondern manchmal abrupt in ihrer Art ändert” (Ch. Lahr, S.J., *Logique*, Paris, 1933-27, 585).

Lahr formuliert hier die Verbindung “allmähliche Veränderung (quantitativ)/plötzliche Veränderung”. Lahr folgert: “Es gibt also Fälle, in denen die Menge ein wesentlicher Bestandteil der Ursache ist”.

c.-- John Stuart Mill (1806/1873)

der Empiriker und Methodiker (L.24), hat in seinen berühmten “Methoden” die “Gradtafel” (*productio experimenti*) von Bacon wiederaufleben lassen.

So ist Mills “Methode der Begleitung von Veränderungen” das, was Bacon *productio experimenti* nannte: “Wenn ein Phänomen verändert wird, während alle seine Vorläufer (ACD; L.24), außer einem, unverändert bleiben, ist dieser eine Vorläufer die gesuchte Ursache”. So:

(i) Änderung der Anzahl oder der Amplitude der Schwingungen eines schallerzeugenden Körpers,

(ii) und du sollst das Bild solcher Veränderungen im Klang sehen (qualitatives Phänomen, soweit beobachtet) (o.c. 589).

d.-- Iossif Wissarionowitsch Oygatschewili, Spitzname Stalin (1879/1953). Dialektischer Materialismus und historischer Materialismus (1937), legt die vier Hauptmerkmale der modernen Dialektik dar, wie sie seit G.F.W. Hegel (1770/1831) - in der idealistischen Variante - und Karl Marx (1817/1883) und Friedrich Engels (1820/1895) - in der materialistischen Interpretation - existiert haben.

Das dritte große Merkmal ist das folgende: “Die Bewegung (= Veränderung) und das Werden (der Materie) schaffen etwas Neues”.

Diese Bewegung (Veränderung) und Entstehung macht in zweierlei Hinsicht von sich reden:

(i) in einem Kreislauf: z.B. kann man mit Wärmeenergie Bewegung (im mechanischen Sinne) erzeugen, wobei diese Bewegungsenergie wiederum in Wärmeenergie umgewandelt wird;

(ii) sprunghaft (revolutionär), wobei eine triviale quantitative Veränderung zu einem qualitativen Sprung führt: z. B. physikalisch das Wasser, das, sobald es 100 Grad erreicht hat, plötzlich zu kochen beginnt (qualitative Veränderung); z. B. das chemische “Rattengift” (Arsentrioxid), ein schweres Gift, das in kleinen Dosen heilend wirkt, während es in großen Dosen tödlich ist.

Ähnlich verhält es sich im psychologischen Bereich, wenn “ein Wassertropfen” ein “Überlaufen” verursacht: Denken Sie an eine Schikane, die, wenn sie “zu oft” wiederholt wird, hasserfüllt wird, während sie, einmal begangen, noch erträglich ist; denken Sie an eine Vorführung, ein Musikstück, das anfangs angenehm ist, während es, wenn es zu oft wiederholt wird, unerträglich wird (*P. Foulquié, La dialectique*, Paris, 1949, 64s.).

L. 63.

Man könnte die Anwendungsmodelle ergänzen. - Man denke an das soziologische Phänomen, dass eine arbeitende Masse, wenn sie nicht übermäßig ausgebeutet wird, dies erträglich findet, aber an der Grenze der Ausbeutung die Grenzüberschreitung - was die alten Griechen "Hybris" nannten - unerträglich findet und revolutionär statt friedlich wird.

Allgemeine Entscheidung

Die Tatsachen ("tatsächliche Seinsweisen" (L.7)) sind da: Quantität (Veränderung) bedeutet Qualität (Veränderung), notfalls sprunghaft und in Form von Umkehrungen ins Gegenteil:

2 - Es stellt sich die Frage: "Wo genau liegt die Grenze des Sprungs?"

(i) Euboulides von Milet (-380/ -320), der der Schule von Megara (einer der kleinsokratischen Richtungen) angehörte, war ein Anhänger der Eristik, d.h. einer Methode, die die Thesen von Philosophen, Rhetoren und Gelehrten durch die Methode des Gegenmodells (Gegenbeispiel) widerlegt.

In seinem Namen wurden uns zwei Modelle der Eristik vermacht, die das Problem des qualitativen Sprungs (bei allmählicher quantitativer Veränderung) in den Vordergrund stellen.

Modell 1. Die Glatze: Wenn man einem Menschen nur ein Haar wegnimmt, bedeutet das nicht, dass er eine Glatze bekommt; wenn man ihm zwei, drei usw. wegnimmt, bedeutet das auch nicht, dass er eine Glatze bekommt; man kann ihm also alle Haare wegnehmen, ohne dass er eine Glatze bekommt.

Modell 2: Der Getreidehaufen: Ein einziges Getreidekorn macht keinen Getreidehaufen aus, ebenso wenig wie zwei, drei usw.; hunderttausend Körner machen also keinen Getreidehaufen aus.

Man liest nun, L. 25v. (summative Induktion).

Pater Lahr, Logique, 701, sagt, dass Euboulides

(i) was für jedes einzelne Mitglied einer Sammlung gilt (in seiner Einzelheit),

(ii) Attribute für die gesamte Menge (als Ganzes).

L. 64.

-- Wir sehen jetzt, welche enorme Bedeutung die summative Induktion hat! Zumindest, wenn man es richtig versteht! Denn hier wird entweder "alles" (endliche Menge) oder "alles Mögliche" (unendliche Menge) zugeschrieben, was zu Recht genau einem Element (Moment; L.7) zugeschrieben wird: dass es bei qualitativen Sprüngen nicht entscheidend ist.

Es ist nun klar, warum wir (L.23 (Gestalt); 25 (Form; formale Induktion)) so sehr darauf geachtet haben, die summative Induktion korrekt zu strukturieren (und nicht nur die Durchschnittsnummerierung).

Mit *E.W. Beth, De wijsb. D. wisk.*, 85, können wir wohl zugeben, dass die Eristik (in der obigen Form), obwohl "unbedeutend" oder nahe dem "Trivialen" (Vulgären), dennoch
(1) ist der Einstieg in eine vertiefte Untersuchung und
(2) volle Beweiskraft beanspruchen kann

Es ist jedoch sofort ersichtlich, dass der kahle Kopf (die Glatze) oder der Getreidehaufen einen - wie die alten Griechen es nannten - "Sophismus" (Sophismus, Irrtum) verdecken. Auch der gesunde Menschenverstand sieht dies (vielleicht ohne den formalen Irrtum benennen zu können) (L.6).

(ii) Sowohl Gestaltpsychologen als auch Dialektiker sind Totalitätsdenker.

Sie haben auch ein Auge für das Qualitative. Beide zusammen lassen sie instinktiv ("naiv", in der Sprache der Logiker und Mathematiker) die Gesetze der menschlichen Wertschätzung spüren (L.16/19: das transzendente "Wertvolle").

Meiner Meinung nach ist der Sprung (Grenzübertritt) eine Frage von

- (1) Sensation,
- (2) Schwellenempfindlichkeit (sowohl Schwellenwahrnehmung als auch Schwelleneinschätzung) und
- (3) Vielleicht vor allem aus Einverständnis (oder Gewohnheit).

Überprüfen Sie das folgende Differential.

Alle (möglich), sehr viel, viel, ziemlich viel (ziemlich), wenig, ziemlich (ziemlich) wenig, sehr wenig, fast keine, eine, keine.

Wir glauben, dass die drei Faktoren in dieser Klassifizierung (L.47) eine Rolle spielen. Natürlich, von Fall zu Fall, eine unterschiedliche Rolle! Vielleicht ist es auch, wie bei den Primitiven (L. 27).

L. 65

In Anbetracht dessen, was wir oben gesehen haben (L.55), ist EINE Differenz (zumindest im geordneten - vergleichenden Sinne)

(i) eine Systechie,

(ii) gleichsam in der Mitte durch ein Intervall (das, was die alten Griechen “dia.stèma” (lat.: intervallum) nannten) geöffnet.

Unzählige Male haben wir - wenn auch abwechselnd - die eine, vereinheitlichende Grundgestalt (= Grundform) ‘+ / ± / -’ vor unseren Augen gleiten sehen. Und siehe da: Hier erscheint sie wieder.

Alle	nicht alle	alle nicht (keine)
+	+/-	-

In allen drei Fällen (Orte (L.55: konfiguratv)) spielt ‘alles’ (die Summe oder Totalität (L.7: unten; L.33 (oben); 45: umfassende ‘mathesis’) die Rolle des Ausgangspunktes oder - kantianisch (I. Kant (1724/1804) - die Rolle des ‘a-priori’.

Mit diesem a-priori-Ausgangspunkt kombinieren wir den Gegensatz (L.52/54) “ja (+) / nein (-)” als Mittel der Unterscheidung.

Wenn wir uns nun an die summative Induktion erinnern, dann können wir die folgende Erweiterung der Idee der summativen Induktion als voll gerechtfertigt betrachten.

Es gibt (1) die gesamte summative Induktion (L.22/32).

Es gibt (2) die differentielle summative Induktion (L.52vv).

Denn - statt mit totalen Ganzheiten (Universalmengen), wie bei der gewöhnlichen Induktion - arbeitet die differentielle summative Induktion auch mit Ganzheiten (und aus dem Ganzen (alle (gut)/keiner (gut)/alle (nicht)), aber mit partiellen Ganzheiten, partiellen Mengen (Teilmenge))

a. Wenn die differenziell-summative Induktion mit ganzen Zahlen (der Summe) arbeitet, ist sie Induktion (d.h. Schlussfolgern nach dem Ganzen (Menge, Totalität) und damit wirklich summativ.

b. wenn sie jedoch in Teilen (Teilganzheiten, Teilsummen) endet, ist sie differenziell.

c. Wenn sie eher qualitativ - wir sagen ‘eher’ (d.h. nicht ausschließlich) abgestimmt ist, dann können wir getrost von qualitativer summativer Induktion sprechen - haben wir doch immer wieder festgestellt (verifiziert), dass auch Vielheit (Elemente, Momente) auch (nicht nur) Qualität bedeuten kann.

L. 66.

d. Wenn sie Dichotomie meint, dann heißt sie komplementäre summativ Induktion - etwas, wovon wir bis jetzt (ab L.7) mehr als ein Anwendungsmodell kennengelernt haben.

Der Ausdruck “die Summe und der Rest” ist nur eine Anwendung dieser sehr allgemeinen Denkregel. Alles, was wir “betrachten” (L.29v.; 37), betrachten wir **(i)** an sich, **(ii)** aber **a.** im Unterschied zu und **b.** auf jeden Fall in Verbindung mit “dem Rest” (Komplement).

In diesem Sinne “denken” wir - beobachtend oder tuend, was auch immer - aus dem Sein heraus (der Gesamtheit der tatsächlichen Seinsweisen (L.7)), aber aufgespalten in “Dieses-Sein-hier-und-jetzt” und “den Rest”.

1. Diese Art der differentiellen summativen Induktion ist im Grunde genommen immer vorhanden. Alles Bewusstsein (= Bewusstheit) von etwas (tatsächlichem Sein) hat die folgende komplementäre summative Induktion als Struktur:

Dies-hier-und-jetzt' (= Sein) --- 'der Rest' (= Sein-Komplement)
 + -
 (betrachtet) (außer Acht gelassen)

2. Es gibt eine Ausnahme: wenn wir das “Sein” als solches (= als die Gesamtheit aller möglichen faktischen Seinsweisen) denken (L.8: transzendental).

Natürlich, ‘Sein’ als summative Induktion eines jeden Seins (L.7: Faktum und Sein) separat: wenn alles Sein separat und faktisch das Sein darstellt, dann auch alles Sein zusammen!

Entscheidung.

Die Induktion ist - wenn auch auf reduktive Weise praktiziert - zweifellos eine Form der Argumentation, die eine enorme Tragweite hat. - Wir glauben, dass wir dies bewiesen haben:

1. in der ontologischen Einleitung (L.5/19 (insbesondere L.10/13 (die transzendente)));
2. bei der Erläuterung der allgemeinsten Form der summativen Induktion (L.22/32);
3. in der Einführung in die vergleichende Ordnung (L.33/66),--insbesondere im Teil über die Differentialgleichung (52/66).-- Hinter der induktiv-reduktiven Methode steht jedoch die vergleichende Methode (L. 33/42).

L. 67.

B.(ii): Die “neue” und die “wissenschaftliche” Dialektik als Harmologie.

Wir haben jetzt eine vergleichende Anordnung,

(1) auf der Grundlage einer (summativen und/oder amplifikativen) Induktion,

(2) als das Erkennen von Zusammenhängen (= partielle Identitäten, Relationen) - Metalinguistik und Differentialgleichung sind zwei Grundtypen.

Descartes *mathesis universalis* scheint eine solide, weil genaue Form der vergleichenden Ordnung zu sein. Dennoch scheint sie durch die Dialektik ergänzt werden zu müssen, als eine entspannte *mathesis universalis*

1) Die “neue” (moderne) Dialektik.

A. Zusammenhang mit dem Vorangegangenen (insbesondere mit der *mathesis universalis*).

Die Idee einer *mathesis universalis*, einer ‘*scientia generalis*’ (lat.: allgemeine Wissenschaft), ist:

(a) durch Imm. Kant (1724/1804), die Spitzenfigur der (deutschen) Aufklärung (L.36), war heftig umstritten;

(b) von J.G. Fichte (1762/1814), Fr.W. Schelling (1775/1854) und vor allem G.F.W. Hegel (1770/1831), den drei Spitzenvertretern des deutschen romantisch geprägten Idealismus (R. Scholz, *Die Wissenschaftslehre Bolzanos*, SB 9, 1937, 407) (L. 62v.);

(c) von K. Marx (1818/1883) und P. Engels (1820/1895), den Begründern des Marxismus, im Sinne der Dialektik der Idealisten übernommen, aber materialistisch erinnert (L. 62v.).

B. Kritik an der Dialektik

(a) Die Ablehnung der Mathematik als Paradigma (L.45; 50v.) hat die oben erwähnten Dialektiker dazu gebracht, einen Argumentationsstil anzuwenden, der für Menschen, die exakten Methoden verpflichtet sind, niemals befriedigend sein kann.

(b) Dennoch sagt *Pater I. M. Bochenski*, *The Logic of Religion*, New York, 1965 48/51, der sich abfällig über die obige Dialektik äußert, dass die Dialektik als “eine Reihe von Vorschlägen” insofern fruchtbar ist, als sie sich einer logisch strengen Kontrolle unterwirft.

WIR übersetzen: die Dialektik ist eine fruchtbare Menge von Lemmata (L.6; 12; 23; 41) oder überprüfbaren (Arbeits-)Hypothesen, wobei die kartesische Genauigkeit erhalten bleibt (L.47).

Wir werden daher die Hauptmerkmale (Lemmata) durchgehen, wie sie I. Stalin (1937) formuliert (und weltweit verbreitet) hat.

L. 68.

Die vier Haupttheoreme (Lemmata) der Dialektik.

P. Foulquié, *La dialectique*, 62ss., hält sich an die vereinfachte, aber deshalb nicht ungültige Darstellung von I. Stalin, *Dialektischer Materialismus und historischer Materialismus* (1937), -- knapp dreihundert Jahre nach R. Descartes' *Discours de la method* (1637), in Französisch (Paris, Ed. sociales).

Dieses Werk von Stalin ist

(i) lediglich ein Nachhall der Lehren von Marx und Engels (allerdings in leninistischer Auslegung),

(ii) die ihrerseits die materialistische Umschreibung des deutschen Idealismus (insbesondere die von Hegel) meinten; so dass sowohl Descartes' *Discours de la méthode* (1637) als auch seine Idee "*Mathesis universalis*" (L.50v.) - wenn auch in einer romantisch-idealistischen Version - in Stalins kleinem Werk anklingen.

A.-- Erstes Lemma. - Der Marxismus ist - wie der Hegelianismus - eine Form des Organismus.

Konsequenz: "Es besteht eine aktive Interdependenz zwischen den verschiedenen Teilen der Realität".

Stalinistische Neuinterpretation: "Das Individuum (die menschliche Person, getrennt gedacht) ist nur eine Abstraktion (d.h. etwas, das aus seinem wahren Kontext herausgelöst ist (L.35; 37)).

Grund: die wenigen

(i) hängt von der Wirkung ab, die die ihn umgebenden Wesen (L.37v) auf ihn ausüben; der Einzelne

(ii) von seiner gesamten Vergangenheit abhängt (d. h. er befindet sich in einem diachronen Ganzen (L.41: unten)).

Folglich kann man das Individuum nur verstehen, wenn es sich im Schnittpunkt aller auf es einwirkenden Einflüsse und ihrer Reaktionen auf sein Lebenszentrum befindet" (L.38). (o.c., 62).

Foulquié o.c., 63, stellt fest, dass der ungarische Marxist Georg Lukacs (1885/1971), bekannt u.a. durch seine *Geschichte und Klassenbewusstsein*, Berlin, 1923, die oben genannte Lehre von der Abhängigkeit der Teile vom Ganzen als die Lehre des Marxismus schlechthin betrachtet. "Es ist nicht das Primat, das den ökonomischen Motiven (L.34), der Erklärung der Geschichte, eingeräumt wird, das den Marxismus (L.52/54) entscheidend von der "bürgerlichen Wissenschaft" (der antimarxistischen Erklärung der Geschichte) unterscheidet. Nein, es ist die Sichtweise der Gesamtheit".

L. 69.

Kritische Anmerkung.

Ein Denker wie Bertrand Russell (1872/1970), der Verfechter der “Menschenrechte” (d.h. des Verständnisses der Rechte des Menschen als Individuum), der selbst atomistisch denkt (d.h. das “Atom” (d.h. das getrennte Wesen) betont), wird zur Denkweise von Hegel und Marx (und gleich darauf von Stalin) anmerken, dass sie ohne notwendige und vor allem ausreichende Begründung davon ausgeht, dass das Ganze Vorrang vor den Teilen (“Atomen”, Elementen) hat.

Dies, obwohl es nicht so sicher ist, dass der Vorrang des Ganzen (“die Totalität”, wie die Dialektiker zu sagen pflegen) eine beweisbare Sache ist. Kollektivismus, Autoritarismus sind u.a. die Schlussfolgerungen, die aus einer solchen Interpretation des Verhältnisses zwischen “Atom” und “Ganzem” gezogen werden.

Nun, Russell und seinen Mitdenkern zufolge sind Kollektivismus und vor allem autoritäre Autoritätsstrukturen in der Praxis nicht so harmlos.

B.-- Zweites Lemma.-- Der Marxismus ist - wie z.B. schon der Heraklitismus (L.53.60), in der griechischen Antike - ein Mobilismus.

Mobilis’ (lat.) bedeutet ‘beweglich’; ‘veränderlich’, ‘unbeständig’, ‘mobilitisch’ ist eine Philosophie, wenn sie, wie Stalin, mit Hegel und Marx und Engels, behauptet, dass “alles - die Gesamtheit und die Momente (d.h. die beweglichen Elemente) - ständig in Bewegung ist”.

Wie Foulquié, o.c., 64, sagt: “Alles verwandelt sich ständig: die Welt der unbelebten Materie ebenso wie die des Lebens und der Gedanken. In Gedanken wäre der “Ruhezustand” gleichbedeutend mit dem “Tod”. Das gilt für die Marxisten ebenso wie für Hegel”.

Foulquié, o.c., 64, zitiert *Friedrich Engels* (1820/1895), *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen Deutschen Philosophie*, 1886-1.

“(...) Die revolutionäre Seite der Hegelschen Philosophie (...). Der große Grundgedanke, dass die Welt nicht als ein Komplex von Dingen, die fertig sind, sondern als ein Komplex von Prozessen zu begreifen ist.

1. In ihr unterliegen sowohl die scheinbar stabilen Dinge als auch ihre idealen Bilder in unseren Köpfen (vgl. L.14: logische Wahrheit), die wir “Begriffe” nennen, einer ununterbrochenen Veränderung, die dem Werden und Vergehen innewohnt.

L. 70.

2. Darin, trotz aller scheinbaren Zufälle und aller augenblicklichen
Trotz der vorübergehenden Rückschläge schreitet die Entwicklung voran.

Dieser große Grundgedanke ist besonders seit Hegel so tief im Alltagsbewusstsein verwurzelt, dass er in seiner Allgemeinheit kaum auf Widerspruch stößt". (*Institut für Marxismus - Leninismus*, Hrsg., Karl Marx/Friedrich Engels, *Ueber Religion*, Berlin, 1958, 201).

Man sieht sofort, dass Englisch;

a. auf die These der ersten Dialektiker und in unserer abendländischen Geistes- und Ideengeschichte Herakleitos von Ephesus, dass sich alles sowohl verändert als auch - mit der Zeit - in sein Gegenteil verkehrt,

b. Die Idee des Fortschritts, wie sie vor allem seit der Aufklärung im XVIII. Jahrhundert alltäglich geworden ist (L.36), fügt hinzu.

Kritische Betrachtung

Dieser für den deutschen Idealismus und den Marxismus-Leninismus typischen Philosophie des Wandels, der Revolution und des Fortschritts steht z.B. *Agostino Steuco* (Augustinus Steuchus; (.../1550), *De perenni philosophia*, Lyon, 1540-1 (Über die ununterbrochene Philosophie) diametral entgegen, in dem dieser Bischof und Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek die von den Kirchenvätern (Patristik: + 33/800) vertretene These in der zeitgenössischen Manier der Renaissance aktualisiert:

(i) heidnische Philosophie (sowohl die "hieratische" (= heilige) des Nahen und Fernen Ostens als auch die "klassische" von Hellas und Rom)

(ii) ist der Vorläufer sowohl des alttestamentlichen als auch des neutestamentlichen Denkens und seiner philosophischen Verarbeitung.

Folglich hat sich seit archaischen Zeiten ein und dieselbe Grundphilosophie mit einer unveränderlichen "ewigen" (immerwährenden Philosophie) Essenz über die gesamte Menschheit durchgesetzt.

1. Mit dieser Position lehnte Steuco sowohl den starr verschlossenen Traditionalismus als auch die revolutionär-aufklärerische Interpretation der Tradition und des Dissenses der Menschen ab.

2. Kein Geringerer als G.W. Leibniz (1646/1716; L.51) setzte sich für Steucos These, ja sogar für den Namen "perennis philosophia" ein und sah darin eine Antwort auf ein Bedürfnis. (*O.Willmann, Gesch. d. Id.*, III, 172/ 179).

L. 71.

Bemerkenswert ist, dass sowohl der Hegelianismus als auch der Marxismus in ihrer weiteren “Entwicklung” neben der “fortschreitenden Entwicklung” tatsächlich auch das “Werden und Vergehen” und sogar die Verwandlung in ihr Gegenteil kennen.

a. Zeugen: Unter Hegels Schülern gab es mindestens drei Schattierungen, nämlich konservativ-protestantische Theisten (Gottesgläubige), pantheistisch-aufgeklärte Idealisten (Pantheismus ist die Überzeugung, dass Gott kein persönliches und erhabenes Wesen ist, sondern eine Art Grund des Universums) und linksgerichtete Jung-Hegelianer. Dies ist in jeder Geschichte des Hegelianismus zu finden.

b. Zeuge: *Esprit* (Paris), XVI (1948), 5/6 (mai-juin 1948), die bekannte französische Zeitschrift, trug den Titel “*Marxisme ouvert contra Marxisme scolastique*” (Offener Marxismus gegen ‘scholastischen’ (d.h. geschlossenen) Marxismus).

Dieser Titel enthält in sich selbst die Umkehrung der Tendenz - jede Geschichte des Marxismus enthält ein Kapitel darüber.

C. - Drittes Lemma - Die Bewegung (Werden/Vergehen) schafft etwas Neues.

Wir verweisen auf L.60/63 (vr1.62, Ad d).

D.-- Viertes Lemma: Die Wirklichkeit - sowohl die Totalität als auch die Momente - enthält “Widersprüche”, sprich: innere Spannungen.

Dies ist die stalinistische Umsetzung der antiken Maxime “Harmonie der Gegensätze” (L.55): “Die Dinge und Erscheinungen der Natur enthalten “innere Widersprüche”.

1. Der Grund: Sie haben alle eine negative und eine positive Seite (vgl. L.55/66: Differential). Sie haben also sowohl eine Vergangenheit als auch eine Zukunft. So haben sie alle beide Elemente, die verschwinden und die sich entwickeln.

2. Der Kampf dieser Gegensätze - z.B. der Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen dem, was verfällt und dem, was sich entwickelt, zwischen dem, was stirbt und dem, was geboren wird - ist der innere Sinn (Inhalt) des Prozesses (Ereignisses) dieser Entwicklung, der Umwandlung quantitativer Veränderungen in qualitative Veränderungen. Nach Wladimir Iljitsch Oulianof, genannt Lenin (187/1924), dem Anführer der Bolschewiki (der Mehrheit der aggressiven russischen Kommunisten), ist Dialektik im eigentlichen Sinne des Wortes das Studium der “Widersprüche” im Wesen der Dinge. (I. Stalin, o.c.).

Anmerkungen.

1. Nochmals: Stalin reproduziert hier die Lehren von Marx und Engels und mit deren Mitteln die von Hegel - Hegel selbst hatte eine teilweise andere Terminologie. Er sprach von der Bejahung (=These), von der Verneinung (=Antithese) und von der Verneinung der Verneinung (=Synthese).-- Dieser Dreiklang kommt bei Hegel mehrfach vor.

2. Wir geben nun eine marxistische Interpretation (= appl. mod.) der Hegelschen Trias "Behauptung/Behauptung/Zusammenfassung" (das ist die Terminologie der niederländischen Hegelianer).

a. These: In der ersten Phase der Arbeitsteilung (ein Hauptbegriff oder eine Kategorie (L.47), in archaischen Zeiten,

(i) Jeder kann alle notwendigen oder nützlichen Arbeiten (Pflücken, Fischen, Jagen usw.) noch selbst erledigen;

(ii) die einzige Arbeitsteilung ist die zwischen Mann und Frau, wobei jeder seine eigene Art von Arbeit hat;

(iii) Konsequenz: Bislang ist jeder Mensch unabhängig von seinen Mitmenschen und damit "gleich";

(iv) aber die Natur kontrolliert eine "göttliche" Macht, die dem Menschen gleich ist (was Marxisten "Naturreligion" nennen).

b. Verneinung.

In der zweiten Phase treten neben dem Geschlecht auch andere Arbeitsteilungen (Spezialisierung) auf (z. B. Priester, Bauern, Sklaven usw.).

(i) Nicht jeder kann heute alle Formen von Arbeit (Klassen) bewältigen;

(ii) Folge: zunehmende Interdependenz und folglich Ungleichheit.

(iii) Aber die Natur wird, insbesondere dank dieser Spezialisierung, nicht mehr als "göttlich-fremde" Macht erlebt, sondern die Gesellschaft mit ihrer Klassengleichheit. In diesem Rahmen bildet sich im Laufe der Zeit die antagonistische Struktur "Kapital/Arbeit" (Plutokrat/Proletarier) heraus.

c. Zusammenfassung.

In einer zukünftigen Phase wird die Kollektivierung der Produktionsmittel (Land, Versorgungseinrichtungen usw.) der wichtigste Faktor sein.

L. 73.

(i) die Arbeitsteilung (Spezialisierung mit ihrer Klassenbildung) aufheben;

(ii) Folge: Die gegenseitige Abhängigkeit wird beseitigt und die Gleichheit (die nun nicht mehr archaisch, sondern modern ist) wird hergestellt;

(iii) So werden sowohl die Natur als auch die Gesellschaft (der Mitmensch) als “göttlich-fremde” Macht nun durch eine völlig aufgeklärte Menschheit (L.36) ersetzt, die ohne die Religion der Natur oder ihre Überbleibsel leben wird. Heutzutage wird dies eher mit dem Begriff “Säkularisierung” bezeichnet.

Kritische Anmerkung.

1. Die Dialektik ist ein variologisches Denksystem: Wie *H.J. Hempel, Variabilität*, 97, sagt, stammt diese neue mathesis universalis (L.67) aus den Tagen der deutschen Romantik.

Er führt sogar einen Beweis an. P. W. Schelling (1775/1854), unverkennbar ein klarer romantischer Denker, schreibt u.a. folgendes:

“(…) Die Bewegung (L.69/73: Mobilismus) ist das Wesen der Wissenschaft (*Anm.* -- Man vergleiche mit Lenins Erklärung über das Wesen der Dialektik (L.71v.)). Wenn Thesen (Urteile, Sätze) aus diesem Element des Lebens (dem Leben als Ganzes) herausgelöst werden, sterben sie ab, wie Früchte, die vom lebendigen Baum gezogen werden.

Unbedingte (L.8: Absolute), d.h. ein für alle Mal gültige Sätze (vgl. L.70: Perennialität) widersprechen dem Wesen der ‘wahren’ (d.h. dialektischen oder zumindest mobilisierenden) Wissenschaft, die im Fortschritt besteht (...). Nur ein unruhiges Rad, ein unendliches Drehen (...)”. (Hempel o.c., 97f.).

2. P. Foulquié, o.c., 67, stellt fest, dass sowohl Hegel als auch die Marxisten das Wort “Widerspruch” (Widerspruch, Inkongruenz, L.8 (Beweis aus dem Inkongruenten); 15 (Gesetze des Denkens); 53 (appl. mod.); 60 (Ainèsid.)) nicht im logisch-restriktiven Sinne verwenden, sondern im “variologisch-lockeren” Sinne von entweder “entgegengesetzt” (L.54v.) oder einfach “anders”.

O. i., es wäre besser, von Spannung (konflikthafter Spannung) zu sprechen (taseologisch (‘tasis’ (gr.) = Spannung)).

3. P. Foulquié, o.c., 68, sagt, dass Engels selbst zugibt, dass es endgültige, unwiderrufliche Wahrheiten gibt.

L. 74.

So gibt es z.B. mathematische Ergebnisse in diesem Sinne, obwohl auch die mathematische Wissenschaft einer historischen Entwicklung unterworfen ist (so Engels; was sich z.B. in Bezug auf die Entstehung und revolutionäre Rolle der Cantor'schen Bereicherungstheorie als richtig erweist; L.28v.) (Vgl. auch *P. Foulquié*, o.c., 91/94 (*La relativité en mathématiques*)).

Dies wird in einem rein wissenschaftlichen, dialektischen Sinn, ohne romantische oder andere Ideologie, von *F. Gonseth*, *Fondements des mathématiques*, Paris, 1926, bestätigt.

Moment der Religionsgeschichte.

Es wurde festgestellt, dass die Marxisten unter anderem grundlegende religiös-historische (hierarchische) Ideen übernehmen. Daher die Idee der "göttlichen Entfremdung".

a. Natürlich wird dieser Begriff im aufgeklärten (L. 36) Sinne verwendet, d.h. mit der souveränen Verachtung für alles, was Religion ist, insbesondere für alles, was archaische Religion ist.

b. Doch dieser Gedanke ist wahrer, als es die aufgeklärte Bedeutung selbst ist.

W.B. Kristensen, *Collected contributions to the knowledge of ancient religions*, A'm, 1947, 273, sagt Folgendes. Er spricht von den "dämonischen Göttern der Gesamtheit" (o.c.,272), d.h. im Grunde von der gesamten Vielgötterei der archaischen Antike (alter Osten, Hellas, Rom). Hören Sie..,

"Heil und Unheil (L.56v. (die Zigeuner)) kamen von den (höchsten) Göttern: Untergang und Aufgang (L.69; 71), die Gegensätze (L.52v.), die das ständige Leben der Welt ausmachen und in denen (die Babylonier) die göttliche Totalität sahen (L.55: Harmonie der Gegensätze). Der Wille dieser Götter war das Schicksal, die "Moirai" (altgriechisch für Anteil an Gut und Böse), "göttlich", aber unmenschlich.

Sie waren nicht "gerecht" im gewöhnlichen (d.h. unserem biblisch geprägten) Sinne des Wortes: Durch ihr Verhalten verleugneten sie (die Götter) die Gesetze, die sie doch für die Menschen aufgestellt hatten. Und die Alten waren sich dieses "Widerspruchs" (anm. -- "contradiction") im "göttlichen" Wesen voll bewusst. Einige der eindrucksvollsten Werke der religiösen Literatur, die wir besitzen, legen davon Zeugnis ab: **(1)** das Buch Hiob; **(2)a.** die babylonischen Klagelieder; **(2)b.** der gebundene Prometheus".

Deutlicher kann man es nicht ausdrücken, Religionsgeschichte!

L. 75.

W.B. Kristensen, o.c., 289, sagt in Bezug auf das heraklitische Denken: “Die Alten nannten Herakleitos ‘den Dunklen’, und das nicht ohne Grund. Denn in einem wahrhaft “antiken” (d.h. archaisch-antiken) Geist hielt er das Mysterium der Totalität für wichtiger als die “rationalen” (d.h. weltlichen, zum gewöhnlichen Leben gehörenden) Beziehungen der Existenz.

Herakleitos (Fr. 54) sagt: “Die verborgene Harmonie (harmonie afanès) ist stärker als die wahrnehmbare”. Herakleitos bedeutet folgendes: die Vereinigung (L.55) (= Ordnung) von Dingen und Vorgängen kann

(i) beruhen ausschließlich auf dem, was wir alle, ohne Unterschied, sehen, berühren, fühlen und unmittelbar darüber nachdenken (Wahrnehmungsharmonie);

(ii) darüber hinaus auf ... unsichtbaren, nicht greifbaren, gefühllosen und ohne besondere Einsicht unerklärlichen Daten (verborgene Harmonie) beruhen.

W.B. Kristensen, o.c., 289, fügt hinzu:

“Wie wichtig der Gedanke der Totalität auch in späteren Zeiten war, zeigt die Tatsache, dass er bis heute nie ganz aus dem religiösen und philosophischen Denken verschwunden ist.

So: (i) philosophisch formuliert, (ii) aber religiös wahrgenommen, kehrt dieser Gedanke in Hegels Dialektik wieder, wo These, Antithese und Synthese (L.72) die Dreifaltigkeit der Selbstentfaltung der ‘Vernunft’ bilden”.

In der Tat sind weder die Dialektik der deutschen Idealisten (insbesondere die von Hegel) noch die Dialektik von Marx bis Stalin und seinen Nachfolgern vollständig - d.h. auch in ihren Hintergründen - verständlich, wenn man nicht berücksichtigt, was Kristensen sagt.

Es wurde auch immer wieder festgestellt, dass die Dialektik - vor allem in der marxistisch-kommunistischen Interpretation - “etwas” von einer Religion hat, auch wenn sie profan und atheistisch ist. Aber nicht von der Religion des reinen, heiligen Höchsten Wesens (Hochgott), sondern von den dämonischen Urreligionen, von denen wir in Gezelles *De Gypten* (L.58v.) noch einen Blick erhaschen.

C.J. Bleeker, *De Moedergodin in de Oudheid* (Die Muttergöttin in der Antike), Den Haag, 1960, sagt zu Recht: “(In drei Mythen von Hellas) zeigt Gaia (= Erdmutter) eine Doppelherzigkeit, die einen dämonischen Zug in ihrem Charakter offenbart.”

L. 76.

2. -- Die zeitgenössische Dialektik.

(1) Fassen wir noch einmal zusammen, worum es bei der (modernen oder neuen) Dialektik geht, die als *mathesis universalis* (L.67), d.h. als grundlegende Analysemethode tatsächlicher Seinsweisen (L.7), bezeichnet wird.

Mit H. Arvon, *Le marxisme*, Paris, 1960-2, 33 S., können wir sagen: “Engels, in seinem Herrn Eugen Dühring’s *Umwälzung der Wissenschaft*, Leipzig, 1878 (‘Anti-Dühring’) und in seinem Ludwig Feuerbach (...) (L.69),-- Lenin in seinem philosophischen Hauptwerk *Materialismus und Empirio-kritizismus* (1908) und Stalin in seinem oben mehrfach zitierten *Dialektischen Materialismus und Historischen Materialismus*, sie alle haben - in dieser Reihenfolge - die Prämissen (Lemmata; L.6; 67) der marxistischen Methode geklärt (...).

Es ging darum, vier Grundsätze zu formulieren, auf denen die Dialektik beruht:

1. Die Gesamtheit (L.68v : Organismus)
2. Bewegung (L 69/71. mobilisme).
3. qualitative Veränderung (L.71 (62));
Widerspruch’ (L.71/75)”.

Diese vier Rubriken werden übrigens im Werk von Arvon, o.c., 34/40 (analog zu Foulquié) erläutert. -

(2) Foulquié, o.c., 76/122, geht ausführlich auf das ein, was er “wissenschaftliche Dialektik” nennt.

In Anbetracht seiner aktuellen Bedeutung fassen wir die wichtigsten Punkte zusammen.

A. Die Hegelsche Dialektik und die marxistische bzw. marxisierende hatte u.a. den Nachteil, dass sie rein spekulativ entstand, d.h. außerhalb der Ergebnisse solider oder positiver Wissenschaften; außerdem: sie ist “ein simpler Schematismus” (o.c.177). Mehr nicht.

2. Die zeitgenössische Dialektik hingegen ist zwar vom rein Spekultativen inspiriert, stützt sich aber auf die Ergebnisse der professionellen Wissenschaft (L.1) und ist weniger rhetorisch.

Sie erinnert an den Leitspruch von J. Fr. Herbart (1776/1841): “Jeder soll alle Berufswissenschaften achten. Jeder sollte jedoch ein ‘Virtuose’ (Spezialist; L.1/2) in genau einem Fach sein”.

Foulquié, o.c.,78/97, demonstriert dies für:

1. die Geisteswissenschaften, 2. die Naturwissenschaften, 3. die Mathematik (L.73v.),
4. die Logik (Logistik).

L. 77.

B. - Hier sind die Lemmata (L.6; 41) der vorliegenden Dialektik.

Sie können unter zwei Hauptgesichtspunkten klassifiziert werden (L.42 (synchron); L.41 (diachron)).

Dies entspricht, grob gesagt, **1. der** Totalität (synchron) und **2. 4.** der Bewegung; qualitativen Veränderung; dem Widerspruch (diachron). Man sieht: Die Grundlinien leben weiter.

A.1.-- Vorsätzlich. (77/78)

Siehe L.7;9/10;30,-- Aktuelle Dialektiker weisen darauf hin, dass alle wissenschaftliche Arbeit (und nicht nur Ergebnisse) eine Interaktion zwischen untersuchtem Subjekt (= noetische Seite) und untersuchtem Objekt (noetische Seite) ist.

a. Anmerkungen:--

Die Begriffe “noetisch” (Subjekt) und “noematisch” (Objekt) stammen nicht von den Dialektikern, sondern von Edmund Husserl (1859/1938), dem großen Begründer der intentionalen Phänomenologie bzw. von Subjekt und Objekt zusammen (L.13). Wenn wir sie hier in Klammern verwenden, dann deshalb, weil sie sehr gut ausdrücken, was die heutigen Dialektiker (und übrigens auch Hegel, der die Subjekt-Objekt-Interaktion sehr gut gesehen hat) sagen wollen.

b. Anmerkungen:-

Mit anderen Worten: Wissenschaftliche Arbeit ist “Begegnung” (L. 13). Dies bedeutet, dass

(i) das Material (Objekt), mit dem sich der Wissenschaftler zu befassen hat, muss zunächst gleichsam vital verarbeitet werden, bevor es rational-intellektuell formuliert werden kann (was auch Hegel als ein von der deutschen Romantik beeinflusster Denker sehr wohl sah (L.67; 73));

(ii) der begegnete Forscher muss sich gleichsam erst mit seiner ganzen Existenz “beschäftigen” (d.h. mit seinem ganzen persönlichen Engagement; L.51: Descartes as appl. mod.), bevor er intellektuell und rational die Daten (den Gegenstand) formulieren kann (was wiederum Hegel aufgrund seines romantischen Hintergrunds sehr gut sah: für die deutschen Romantiker - z.B. für Schelling (L.73) und Hegel, wie auch für die Marxisten, die auf romantischer Grundlage die Dinge durchdachten - Philosophie bzw. Berufswissenschaft und Rhetorik ist “das zum vollen Bewusstsein kommende Leben” (A. de Waelhens, *Existence et signification*, Louvain/ Paris, 1958,75ss.).

Sofort wandten sich die Dialektiker vom lebensverneinenden aufgeklärten “Rationalismus” ab.

L. 78.

Ein Proof-Text.

A. Lautmann, *Essai sur les notions de structure et de existence en Mathematiques*, II (*Les schémas de genèse*), Paris, 1938, 147 (zitiert von Foulquié, o.c., 101): mit Leon Brunschvicg (1869/1944) - der u.a. *Les étapes de la philosophie mathématique*, Paris, 1912-1 schrieb - erkennt A. Lautmann "die Notwendigkeit, zwei Dinge auf untrennbare Weise zu verbinden:

a. Das Entwickeln (Entwerfen) - oder einfach das Verstehen - der mathematischen Theorien auf der einen Seite und

b. Die Erfahrung, die der Verstand bei der Erarbeitung und/oder dem Verstehen in Bezug auf seine eigene Fähigkeit macht".

A. Lautmann drückt es anders aus: "Jeder Versuch auf dem Gebiet der Logik, die Entwicklung der Mathematik a priori (d.h. ausgehend von bloßen Voraussetzungen) zu leiten, missachtet also die wirkliche Natur der mathematischen Wahrheit. Sie ist schließlich mit der gestalterischen (d.h. lemmatischen) Arbeit unseres Geistes verbunden". (o.c.,101).

A.2.i) - Lemmatisch-analytisch (l.6: 41).

Die aktuelle Dialektik des Szientismus weist darauf hin, dass jede wissenschaftliche Arbeit oder wissenschaftliche Praxis ständig eine Interaktion zwischen dem Lemma, das sie "a-priori" nennen, und der Analyse, die sie "a-posteriori" nennen, akzeptiert.

Anmerkung: "A-priori" bedeutet im Lateinischen "vor", "im Voraus", und "a-posteriori" bedeutet ebenfalls im Lateinischen "danach".

Anmerkung: -- Wir können das Wort "Interaktion" auch anders ausdrücken, nachdem wir nun zu verstehen beginnen, was die heutigen Dialektiker darunter verstehen: Anstatt "entweder (Subjekt, Lemma) oder (Objekt, Analyse)" sagt der Dialektiker "und (Subjekt, Lemma) und (Objekt, Analyse)".

Ein Proof-Text.

"Keine Kategorien (= Grundbegriffe), die unserem Geist entspringen ('catégories mentales'), kommen ohne jede Erfahrung aus. Aber es gibt auch keine Erfahrungserkenntnis ('intuition empirique') ohne vom Verstand gelieferte Daten". (So Foulquié, o.c.,98).

Zum Beispiel in der heutigen Theorie: "Der früher angenommene Abstand zwischen dem Axiom (theoretische Prämisse, a-priori) und der experimentell festgestellten Tatsache existiert einfach nicht".

L. 79.

Foulquié, a.a.O., ebd., erläutert weiter: “Das Axiom geht aus dem Sachverhalt hervor, und der Sachverhalt wird erst durch Kategorien (= Grundvorstellungen) bekannt, die die Erfahrung transzendieren:

“Die mit äußerster Präzision durchgeführte Analyse der Mittel und Methoden, der Methoden, die unserer Wahrnehmung dienen, zwingt uns dazu, die sogenannte Tatsache an sich (‘le fait brut’) und die Theoriebildung (‘spéculation’) miteinander zu verbinden (‘rapproche’). (Dieser letzte Satz stammt von *F. Gonseth* (1890/1975), *Vorwort* in *Georges LeMaître* (1894/1966; der weltberühmte Autor der Theorie des Uratoms), *L’hypothese de l’atome primitif*, Paris, 1946).

Wir gehen davon aus, dass die Tatsache, dass jemand wie Georges Lemaître Gonseth erlaubt hat, das Vorwort zu seinem Werk zu schreiben, als Argument der Autorität ausreicht. Lemaître war schließlich voll in der wissenschaftlichen Praxis engagiert: Er konnte daher die Theorie dieser Arbeit mit Intelligenz beurteilen. --

A.2. (ii).-- Zusammenfassung.

Abstrakt” bedeutet in diesem Fall, dass die Aufnahmewissenschaft, der professionelle Wissenschaftler, in der Regel, aber nicht immer (man denke an die wissenschaftliche Bestimmung von singulären (= einmaligen, einmaligen) und konkreten (mit anderen singulären Daten verschmolzenen) Seinsweisen (L.7)),

(a) beginnt mit dem Singular concrete,

(b) im Allgemeinen (Universellen) zu enden und daher dem Leben fremd (abstrakt) zu sein. (L. 64v.).

Das, was diesem “Abstraktum” entweder entspricht oder sich ihm widersetzt, nennen wir “abstrakt”.

2. Mit anderen Worten, dialektisch gesprochen, gibt es eine Wechselwirkung (und...und...(L. 78)) zwischen dem einmalig Gegebenen und der zusammengewachsenen Umwelt einerseits und der abstrakten Haltung, die der professionelle Wissenschaftler gegenüber dem singulären Konkreten (“dieses Hier und Jetzt”) einnimmt, andererseits,

Proof-Text.

“Ein völlig abstrakter Begriff (Idee, Konzept), der keinen Bezug zur konkreten Realität hat, wäre bedeutungslos. (Foulquié, o.c., 99).

Mit anderen Worten: Ein regulatives (= abstraktes) Modell ohne applikative (= die Anwendbarkeit nachweisende) Modelle ist leer. - Umgekehrt gilt: Anwendungsmodelle ohne ein Regelungsmodell sind blind.

In diesem Zusammenhang bedeutet “leer” so viel wie “nicht durch Beispiele (Anwendungen) angezeigt” und “blind” so viel wie “nicht durch Vorstellungen (Ideen, Kategorien) angezeigt”.

L. 80.

Wie man weiß, stammt diese Verbindung ‘blind/leer’ (L.55) von I. Kant (1724 1804), der Spitzenfigur der deutschen Aufklärung (L.36 Aufgeklärtes Denken), als er in seiner Kritik an John Locke (1632/1704), dem Begründer der englischen Aufklärung, der behauptete, dass alles Wissen von den Sinnen ausgehe (‘sensu’ (lat.) = Sinn), und in seiner Kritik an Gottfried Wilhelm Leibniz (L.51;70), dem Begründer der deutschen Aufklärung, der behauptete, dass Wissen vom Verstand (=Sinn) ausgehe, schrieb:

“Leibniz intellektualisierte die Phänomene (d.h. die Daten, soweit sie erscheinen (L.13: ‘Wahrheit’ als Unverborgenheit), so wie Locke die Begriffe der Vernunft sensibilisiert hatte (...).”

Um diese doppelte Einseitigkeit zu korrigieren, erklärte er, lapidar: “Gedanken ohne Inhalt (Beispiele, Anwendungen) sind leer; Anschauungen (Sinneswahrnehmungen, Phänomene) ohne Begriffe sind blind.

Damit überwand Kant - siehe oben L.71/73: These (Lockes einseitige Sinneserkenntnis); Balz (Leibniz’ einseitige Verstandeserkenntnis); Zusammenfassung (Kants ‘dialektische’ Erkenntniskonzeption) - zwei sehr einseitige aufklärerische Erkenntnistheorien.

Unmittelbar danach gab er ein anwendungsbezogenes Modell der Dialektik in Bezug auf abstraktes Wissen. (O. Willmann, *Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke, in historischer Anordnung*), Kempten/München, 1909, 94).

Im Grunde hat Kant die beiden Haupttypen der Aufklärung, den Intellektualismus (Descartes, Leibniz u.a.) und den Empirismus (Locke, Hume u.a.), auf den Punkt gebracht.

Man spricht auch von zwei Haupttypen des “Rationalismus”, aber dann meint “Rationalismus” nicht “rational-intellektuelles Verhalten”, sondern “aufgeklärtes” (säkulares; L.74) Verhalten, bei dem zwar die “Vernunft” - verstanden als kritische Vernunft - eine Hauptrolle spielt, aber dann in zwei Formen, einer intellektualistischen und einer empiristischen.

Die Dialektik hebt diese Gegensätze auf (L.65: Harmonie).

L. 81 .

Anmerkung:-- a. -- In der pädagogischen Methodenlehre spricht man von “induktiver Methode” (vgl. L. 30v.) und von “deduktiver Methode” (L. 26; insb. 32 (M = VZ1)), im “programmierten” Unterricht.

Um die besonderen Begriffe zu verstehen, muss zunächst gesagt werden, dass in den lateinischen Scholastik-Handbüchern ein Anwendungsmodell mit “*exempli gratia*” (wörtlich: im Titel des Beispiels, der Anwendung), abgekürzt “e.g.”, eingeleitet wurde. Außerdem: Im Englischen, der Sprache der Hochtechnologie, spricht man von “rule”. Nun denn,

(A) Die induktive Lernmethode liefert zunächst ein oder mehrere Anwendungsmodelle und trennt diese dann vom Regelmodell (Regel). Sie wird “Egrule” genannt.

(B) Die deduktive Methode bietet in dieser Hinsicht zunächst das regulative Modell (“die Regel”), um es dann mit Anwendungsmodellen zu illustrieren. Sie wird als “Rul.e.g.” bezeichnet: (abgekürzt: Ruleg).

b. - Wiederum dialektisch: nicht “oder (induktiv) oder (deduktiv)”, sondern “und (induktiv) und (deduktiv)”. (L.32, wo beide Methoden, in einen reduktiven Rahmen gestellt, tatsächlich “dialektisch” zusammen sind, anstatt getrennt gedacht und praktiziert zu werden):

Das ist also der eigentliche Grund, warum wir auch in deduktiven Fragen immer reduktiv vorgehen. Grund: Dialektisch gesehen gehören die beiden zusammen!

B.1.(i) - Ergänzend (zusätzlich).

Siehe jetzt zuerst L. 33 (zusätzlich); 37v. (Kollektivstr.).

Historische Erklärung.

Foulquié o.c., 101, sagt, dass die Idee der “Ergänzung” (L.7 (ontologisch); 33 (methodologisch); 66 (methodol.)) von dem dänischen Physiker Niels Bohr (1885/1962), Nobelpreisträger für Physik (1922), in die Erkenntnistheorie eingeführt wurde.

Dies, um den Kampf (L.71 (I. Stalin, zum Thema)) zwischen den (Anhängern der) korpuskularen Theorie der ‘atomaren Struktur’ (das Atom als eine Ansammlung bzw. ein System (L.38) von (lateinischen) ‘Korpuskeln’ (‘Teilchen’)) und den (Anhängern der) Wellentheorie (das Atom als eine Ansammlung bzw. ein System von ‘Wellenbewegungen’) beizulegen, - ein Kampf, der seit zwei Jahrhunderten (in der Optik) tobt.

L. 82.

Proof-Text.

1. J.-L. Destouches, *Principes fondamentaux de la physique theorique*, Paris, 1942, 158 (Foulquié, o.c., 162), sagt: “Die Idee der ‘Komplementarität’, die von Niels Bohr eingeführt wurde, besteht darin, dem Teilchenaspekt (korpuskular) und dem Wellenaspekt der Phänomene eine gleiche Teilrealität zuzuschreiben.

Komplementarität’ bedeutet in diesem Fall außerdem, dass bei der Durchführung von Versuchen (Experimenten; l.42) immer entweder der eine oder der andere Aspekt zum Vorschein kommt, d.h. die beiden Momente treten nie gemeinsam auf”.

Der zweite von Destouches erwähnte Aspekt ist rein zufällig mit der Idee der “Komplementarität” verbunden.

Anmerkung: Wir stellen zu Recht fest, dass “Komplementarität” contraire (L.53v.), privative (L.53), korrelative (L.54), aber nicht kontradiktorische (L.52v.) Gegensätze zulässt. Außer z. B. im oben genannten Fall.

2. Foulquié, o.c., 105ss., fügt hinzu: “Die Idee der ‘Komplementarität’, die zuerst in der Mikrophysik entwickelt wurde, wurde später in anderen Disziplinen eingeführt.

a. Bohr selbst wendete sie z. B. auf die Frage nach dem (biologischen) Wesen des Lebens an. Was als Leben bezeichnet wird, zeigt sich uns in zwei Formen:

(i) einen physikalisch-chemischen Aspekt und (ii) einen ‘dynamischen’ (d.h. mehr als nur physikalisch-chemischen) Aspekt, der sowohl die Physik als auch die Chemie übersteigt”.

b. Gonseth, *Déterminisme et libre arbitre (Entretiens présidés par F. Gonseth)*, Paris, 1944, 181 S., schlug vor, die Idee der ‘Komplementarität’ in der Frage (des Verhältnisses) zwischen Freiheit (‘libre arbitre’) und Determinismus (wonach alles ‘determiniert’, d.h. vorherbestimmt und unmittelbar unfrei ist) einzuführen”. (o.c., 105).

Das sind die Grundzüge einer psychologischen Bewertung.

B.1. (ii) - Einheitliche Wissenschaft.

Wir wiederholen, L. 33 (interner und externer Vergleich).

Foulquié, o.c., 106, nennt dies “caractère organique du savoir” (organische Natur des Wissens).

Der Begriff “Einheitswissenschaft” stammt streng genommen vom “Wiener Kreis”, einer Gruppe von Denkern (allen voran R. Carnap (1891/1971)), die zwischen 1920 und 1938 in Wien lebte. Diese Gruppe wird gewöhnlich als “Neo-Positivismus” (L. 36: A. Comte begründet den Positivismus) oder “logischer Positivismus” (“logisch”, weil die Sprachforschung auf logischer Grundlage betrieben wurde) oder auch “logischer Empirismus” (80: Locke, Hume u.a., ebneten den Weg für den französischen Positivismus) bezeichnet.

L. 83.

a. Nun, einmal in den USA, gründeten mehrere Mitglieder und Unterstützer The unity of science Movement.

b. Obwohl die Neopositivisten alles andere als “Dialektiker” waren, setzten sie doch eine Bewegung in Gang, die lediglich die “szientistische” (rein wissenschaftliche) Wiederbelebung dessen war, was die Dialektiker seit dem Deutschen Idealismus (L. 67) eigentlich angestrebt hatten: die organische Ausarbeitung aller Erkenntnisse

Proof-Text.

“In der Tat sind (nicht nur die Daten der Wissenschaften, sondern) alle Zweige des menschlichen Wissens komplementär. Das Denken besteht ja nicht aus Teilen und Fragmenten, die für sich allein stehen: Wie in einem (lebenden) Organismus (L.68) gibt es auch hier einen kontinuierlichen Zusammenhang.

a. So kann man die Rolle (le jeu) eines einzelnen Organs nicht verstehen, ohne die Kenntnis (aller anderen; L.7; 66, 81 (Komplement)) Organe, mit denen es in Beziehung steht (synchron; L.41v.; 77).

b. Wie Georges Cuvier (1769/1832), Begründer der Paläontologie und Wegbereiter der vergleichenden Anatomie, seinerzeit nachwies, bewirkt die Veränderung eines einzigen Organs anatomische Veränderungen in allen anderen Organen (diachron). (...).

c. (...) Die Sprache (...). die Bedeutung der Wörter hängt bereits vom Kontext ab (L.7; 66: Komplementierung).

1- Es genügt, ein einziges Wort zu modifizieren ((L. 60/63), um allen anderen (L.66) Begriffen des Satzes einen modifizierten Farbton zu geben (= Aussprache).

2. Außerdem wird diese Schattierung (Nuance) (...) erst gesehen, wenn der Satz aufgebaut ist, als ob die Synthese (L. 38: coll. Str.) relativ unabhängig von den Elementen (Momenten) wäre, die sie zusammenführt. (Foulquié, o.c., 107).

Diese Einsicht in die Kohärenz (L.39v.) wurde von den heutigen Strukturalisten, die Sprache aufnehmen, bestätigt, obwohl auch sie keine reinen Dialektiker sind.

L. 84

Proof-Text.

F. Gonseth (L.79), *Les mathématiques et la réalité*, Paris, 1936, 43 (Foulquié, o.c., 107), sagt: “die Wörter mit ihren Bedeutungen, soweit das Wörterbuch sie zuweist, sind nur das Material, dessen sich die Kunst des Wortbaus (l’architecture verbale) bedient. Die Bedeutung (sens) der Gebäude (der Sprache) ist alles andere als eine bloße Aneinanderreihung oder gar Verkettung der einzelnen Bedeutungen aller Verwendungen.

Ebenso besteht die Schönheit (L.56) z.B. eines Tempels nicht nur aus den einzelnen Schönheiten der Marmorstücke, der Porphyrstücke, der Goldpartikel usw.”.

Mit diesen beiden Beweisen ist der erste Begriff der Analogie (Vergleich) gegeben, nämlich das Modell (Vorbild).

Nun der zweite Begriff, derjenige, in dem das Modell abgebildet ist, nämlich das Denken (Wissen). Proof-Text.

1. Ein Theologe (Gottesgelehrter), H. Bouillard, *Conversion et grâce chez saint Thomas d’Aquin* (L.20), Paris, 1943, 219 (Foulquié, o.c., 108), schreibt:

“Wann immer sich der Mensch entwickelt, bleibt eine unveränderliche Wahrheit (L.70) nur dank einer gleichzeitigen Entwicklung aller Begriffe bestehen, die unter diesen Begriffen ein und dieselbe Verbindung aufrechterhält”.

2. Ein Schulpsychologe, P. Guillouaer, *Journal de Psychologie*, 15.11. 1925 (zitiert von G. Bachelard (1884/1962), *Essai sur la connaissance approchée*, 250), schreibt: “In jeder Erziehung besteht der Fortschritt weniger darin, eine Antwort (Reaktion) an eine Wahrnehmung (Reiz) zu knüpfen, sondern vielmehr darin, die Wahrnehmung (Reiz) selbst zu verändern (L.60v.)”.

3. F. Gonseth, *Conférence à l’Institut Henri-Poincaré*, sagte: “Jeder Fortschritt im Wissen hat seine Rückwirkung auf (alle anderen) Teile dieses Wissens”. Foulquié, o.c., 107s., zitiert frühere Texte und sagt: “Die neuen Errungenschaften (der Wissenschaft) werden nicht einfach zu den anderen hinzugefügt: sie werden ein integrierender (L.38: coll. str.) Teil von ihnen, so dass sie mit ihnen ein einziges Ganzes bilden”.

Sie sehen, es gibt eine Analogie zwischen einem Organismus und dem Wissen.

L. 85.

Anmerkung: -- Zur Sprache als “Organismus” sei hinzugefügt, dass die deutsche Romantik (L.67; 73; 77) die Sprache erstmals in ihrer ganzen Komplexität betrachtet hat.

Zwei deutschsprachige Produkte weisen noch deutliche Spuren davon auf:

(i) Karl Ferd. Becker, *Organismus der Sprache* (1827; 1841: auf der Grundlage der vergleichenden Logik und der Syntax (Grammatik) versucht Becker, die ideale Struktur der Sprache aufzudecken);

(ii) vor allem aber *Wilhelm von Humboldt* (1767/1835), der klassische Humanist, 1811 Gründer der Humboldt-Universität in Berlin - der aus sprachwissenschaftlicher Sicht die gesamte Kultur sowohl eines einzelnen Volkes (und dessen “Volksgeist”) als auch aller Völker (und deren Vielgestaltigkeit, aber eine einzige sprachliche Einheit) untersuchte (so in seinem Hauptwerk: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, 3 Bde., 1836).

1) “Wir werden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts warten müssen, um zu sehen, wie von Humboldts ‘linguistischer Strukturalismus’ durch die Forschungen von Ferdinand de Saussure (1857/1913) aufgegriffen und gerechtfertigt wird. Letzteres zeigt nämlich, dass Wörter integrale Bestandteile (L.83v.) innerhalb eines Systems sind (L.39/41)”. (*H. Arvon, La philosophie allemande*, Paris, 1970, 109; 112/115).

2. Im Gegensatz zu den heutigen Strukturalisten beharrt von Humboldt jedoch auf dem Individuum (L.69) als einer realen Person: “Innerhalb des Konsenses (sowohl national als auch international) gibt es jedoch eine so wunderbare Individualisierung (Willmann zitiert nun v.Humboldt selbst:), dass man ebenso gut behaupten kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur eine Sprache besitzt, dass jedes Individuum seine eigene Sprache besitzt”. (*O. Willmann, Gesch. d. Id.*, III, 774; für Becker, oben: id., 784).-- Vgl. ‘und ... und ...’ L.78: 82.

Anmerkung: -- Auch *Theodor W. Adorno* (1903/1969), vom 1924 gegründeten Frankfurter *Institut für Sozialforschung*, wendet sich in seiner *Die negative Dialektik* (1966) gegen den Totalitätsgedanken von Hegel (und von Marx) (L.68). Wie viele andere, die den russischen leninistischen Kommunismus erlebt haben, sieht er darin einen Totalitarismus.

L. 86.

B.2.-- historisch (evolutionär).

Abschließend noch ein Wort zum diachronen (L.41) Moment.

“Auf die Gefahr hin, jeden Gedanken zu verlieren,

(i) wir sind gezwungen, die Begriffe zu verwenden, die unsere Generation akzeptiert und

(ii) die wir durch unseren Beitrag allmählich (L.60/63) umwandeln, indem wir sie bis zu einem gewissen Grad anders (neu) verwenden: (Foulquié, p.c., 108, zitiert F. Gonseth, *Mathématiques et réalité*, 236.)

“Ein lebendiger Begriff (i) wird nicht aus dem Nichts geschaffen (...); (ii) er geht aus seiner ‘Vergangenheit’ hervor und modifiziert sich selbst (L. 60ff.; 71), indem er verwendet wird”. (Foulquié fährt fort): Folglich ist der Inhalt unserer Begriffe nicht ohne Mehrdeutigkeit (‘ambiguïté’).“

In existenzieller Sprache: unser Denken ist:

(i) in eine bestehende Situation “hineingeworfen” werden, die wir uns nicht ausgesucht haben;

(ii) “Entwerfen” neuer Denkinhalte. Mit anderen Worten: Unser Denken (i) hat Geschichte und (ii) macht selbst Geschichte.

Proof-Text.

Foulquié, o.c., 109, bezieht sich auf die Revolution (inzwischen geklärt durch *Thomas Kuhn. De structuur van wetenschappelijke revoluties*, (Meppel, 1972-1, 1976-2), was die zumindest damals neuen Theorien über die Mikrostruktur der Materie (Mikrophysik; L.81) für die altherwürdige Vorstellung von “Materie” (“Stoff”) bedeuteten.

Trotz dieser revolutionären Neubegründung der Idee der “Materie” bleibt “das Wort ‘Materie’, mit dem wir heute diese Realität bezeichnen, die sich so sehr von dem unterscheidet, was unsere Vorfahren sich darunter vorstellten, mit der Bedeutung beladen, die sie ihm beimaßen”. (o.c.,109).

S. Gagnebin, in: *Dialectica (Revue trimestrielle*, Paris/ Neuchâtel, depuis février 1947), Nr. 6 (juin 1948), 272, schreibt:

“Während sich der Wissenschaftler von einem früheren Horizont zu einem neuen bewegt, stützt er sich weiterhin auf ein Fundament, dessen Solidität nicht mehr vollständig anerkannt wird.

Und Foulquié, ebd., fügt hinzu: “Die Begriffe müssen revidiert oder - wie G. Bachelard und F. Gonseth es ausdrücken - dialektisiert werden”.

Allgemeine Entscheidung.

Offenes Denken. “Unser Geist sollte ‘offen’ bleiben.

L. 87,

Diese "Offenheit" - so Foulquié, o.c.,114 - beinhaltet

(i) sich auf jede Idee und Tatsache vorbereiten, die dem gängigen Denken widerspricht;

(ii) **mehr noch**, über das hinauszugehen, was dem etablierten Denken widerspricht.

1. Denn wir leben mit der Tatsache unserer natürlichen Neigung, die uns dazu verleitet, uns in fauler Weise (paresseusement) an erworbene Sätze zu klammern".

"Wir - sagt G. Bachelard, *La formation de l'esprit scientifique*, Paris, 1938,7 - grübeln ununterbrochen über dieselbe Errungenschaft nach und werden alle - darin allen Missetätern gleich - Opfer des Goldes, das wir hegen".

Man sollte "Nein" sagen.

(i) sowohl für die Wissenschaft der Vergangenheit

(ii) in Bezug auf die neue Hypothese (Lemma), die sich ergibt.

Grund: "Jedes Wissen, wenn man es im Moment seiner Entstehung nimmt, ist ein polemisches (umstrittenes) Wissen" und "Es gibt eine ganze Eristik (L.63) an der Wurzel der Heuristik (Findungsmethode, Kunst)" (beide Sätze sind G. Bachelard, *la dialectique de la durée*, Paris, 1936, 24; 68 entnommen).

Fazit: Eine offene Philosophie ist in erster Linie eine Philosophie, die "Nein" sagt (ebd.).

3) "Doch der Wissenschaftler sollte sich nicht in seiner Verweigerung verhärten (L.72): die 'Philosophie des Nein' ist nur eine Verweigerung, um offener zu sein.

a. Ein "Nicht-Kantionismus" ist zum Beispiel

(i) absolut nicht die reine Ablehnung dessen, was I. Kant (L.80) dachte;

(ii) sondern eine kantisch inspirierte Philosophie, die die etablierte ('classique') kantische Lehre transzendiert, d.h. sie für andere Gesichtspunkte öffnet". (ebd.).

b. So auch, was die Logik (Logistik) betrifft, die Tatsache, dass "einige moderne Denker das Prinzip des ausgeschlossenen Dritten 'dialektisieren' (L.15)" (L.86: unten),

(i) zusätzlich zu Aristoteles' zweiwertiger (d.h. entweder wahr oder falsch (L.15)) Logik (L.4; 5),

(ii) eine dreiwertige (die mit 'wahr' 'falsch' und weder wahr noch falsch arbeitet) oder sogar eine mehrwertige Logik (= Logiken) (Foulquié, o.c.,118) entworfen hat, - das ist offenbar eine Offenheit, die ontologisch (transzendental: L9) ist und schließlich auf der Idee des Seins beruht.

II. Modelle des Denkens.

1. ein dogmatisches Modell der vergleichenden Ordnung.

A.-- G.G. Granger, *Pensée formelle et sciences de l'homme*, Paris, 1967,1/6, erklärt, dass seiner Meinung nach der Strukturalismus auf die folgenden drei Arten des Denkens zurückgeht.

(a) Linguistik

Die Linguistik von B. de Courthenay und insbesondere von Ferdinand de Saussure (1857/1913), die davon ausgingen, dass die Sprache (als "Code" oder verfügbares Zeichensystem) ein kohärentes Ganzes ist, insbesondere aus Gegensatzpaaren (L.85; 53).

(b) Die Mathematik

Bourbakis Mathematik; - eine Gruppe junger Mathematiker, deren kollektives Pseudonym "Bourbaki" ist, hat seit 1939, ausgehend von Gründern wie G. Cantor (L.28v.), die gesamte traditionelle Mathematik überdacht und sie auf die Idee der "Struktur" (eines "Systems") von mathematischen "Objekten" (man denke an die Ordnung, algebraische und topologische Strukturen) zentriert. Vgl. L.41.

(c) Die "Systemtechnik"

Die "Systemtechnik" von *Martial Gueroult* (1891/1976), der eine Analyse z.B. der Werke von R. Descartes (L. 36; 50v.; vgl. Sartres Descartes-Interpretation) als das Zusammensetzen der kartesischen Philosophie als System mit einer klar definierten Struktur auf der Grundlage von Texten und Zeugnissen konzipiert hat; so in seinem *Descartes selon l'ordre des raisons*, Paris, 1953. Granger sagt, dass Gueroult die logische Konsistenz (Kohärenz) der Behauptungen von Desartes in die Idee eines "(relativ) geschlossenen Systems" einpasst.

Anmerkung - Der Ausdruck "Systemtechnik" ist irreführend, eher "Systemanalyse", vgl. L.38/41.

B. -- Vor diesem Hintergrund verstehen wir die Bedeutung des Werkes von *Ch. Bally/ A. Sècheyaye/ A. Riedlinger*, Hrsg., *Ferdinand Saussure, Cours de linguistique générale*, Paris, 1916-1 (1931), 7/11 (*Préface de la première édition*). In diesem Aufsatz skizzieren die Schüler Saussures die Methode, mit der sie aus den Zeugnissen der Lehre ihres Lehrers - darin sind sie M. Gueroult ebenbürtig - durch systematischen Vergleich das kohärente System der semiologischen Linguistik erarbeitet haben.

L. 89,

C.-- Wir strukturieren jedoch das Vorwort nach dem reduktiven Schema um (L.6; 12 (= lemmat. analyt. Form); 23; 26 (syllog. Form); 24 (oper. Form); 41). Vgl. L.78!

a. Beobachtung.

a.1. -- gegeben (Situation):

(i) Die Verleger waren der Lehre von de Saussure gefolgt (hatten also eine Idee);

(ii) Der Korpus (d.h. die gesamte Textsammlung; L.22 (Inventar)) bestand nach dem Tod des Denkers im Jahr 1913 aus sehr spärlichen Notizen: "Es war notwendig, auf die Notizen zurückzugreifen, die von den Studenten geschrieben wurden - während drei Serien, Konferenzen, an der Universität Genf (1906-7; 1908-9; 1910-11)". (O.c.,6).

Mit anderen Worten: Die summative Induktion oder Bestandsaufnahme (L.11; 30v.), die die Vollständigkeit der Wahrnehmung garantiert, war die erste Aufgabe.

a.2. eine getreue Rekonstruktion

(i) auf der Grundlage der verfügbaren Daten (a.1.)

(ii) eine getreue Rekonstruktion der Saussure-Lehre sowohl in ihren Elementen als auch in ihrer Gesamtheit vornehmen (L.38; 63v.: coll. structure; organism).

b. Reduktion

Der Korpus oder die begrenzte Textsammlung wird nun bearbeitet - und zwar in zweierlei Hinsicht: inhaltlich und textlich.

b.1. - Abduktive Reduktion (=Lemma).

Die Frage geht davon aus (= Hypothese (L.6, etc.)), dass sich im Korpus so etwas wie eine kohärente Lehre finden lässt - das ist die regressive Reduktion.

b.2 -- Progressive Reduktion = Analyse

1) Wenn es eine einheitliche Lehre gibt, muss sie durch einen methodischen Vergleich der Texte gefunden werden. Man entwirft, mit anderen Worten, die Forschung.

b.3. -- Peirastische Reduktion (= Analyse 2).

Wir fassen die Forschung in zwei Aspekten zusammen.

(1) Reduzierung des Inhalts.

"Was sollten wir mit diesen Materialien machen?

a. Eine erste kritische Arbeit (L.77 / 79: Praxis) drängte sich auf

1/ für jeden Gang und 2/ für jede Kleinigkeit (L.46: Singularität).

b. Man müsse alle (L.22: summativen) Versionen vergleichen (en comparant toutes les versions),-- um zu einem Gedanken vorzudringen. B.1. von denen wir nur Anklänge und selbst dann manchmal widersprüchliche (L.15; 52; 37) Anklänge besaßen". (ebd.).

L. 90

b.2. “F. de Saussure gehörte zu dem Typus von Menschen, die sich ständig erneuern (L. 69. 86: Dialektik)”, --was die vergleichende Ordnung (L.33/87), Grundlage der Rekonstruktion, natürlich noch schwieriger machte. Das (dialektische) “Leben” ist schwer zu “reparieren”!

(2) Rhetorische (textliche) Reduktion.

Anmerkung: Im Vorgriff auf den Kurs “Rhetorik” (L.1) (Zweites Jahr) sagen wir dazu Folgendes:

A. “Alle Produkte des Geistes (‘oeuvres de l’esprit’) - so Geruzez (ein Rhetorikspezialist, der im Text zitiert wird) - werden nach der Reihenfolge von drei Operationen geschaffen:

a. die Erfindung von Ideen (Heuristiken. L.34; 87 (Dialektik));

b. die Ordnung dieser Ideen (Harmologie; L. 20ff; auch “Taxeologie” genannt,-- vom altgriechischen “taxis”, Ordnung(en), Anordnung einer Vielzahl (Elemente) nach einer Einheit (Struktur));

c. Textgestaltung (= Design), die traditionell als ‘Stilisierung’ (daher: Stilistik) bezeichnet wird”. Diese Dreifaltigkeit geht mindestens auf Aristoteles zurück.

B. “Diese drei Vorgänge sind **(i)** unterschiedlich und **(ii)** doch; sie sind in hohem Maße voneinander abhängig (l. 81v.: komplementär)”.

(A. Langlois., *Le style (La Chose et la Manière. Du XVIIe au XXe siècle)*, Bruxelles, 1925, 56 (*Rhétorique*)). Mehr dazu im kommenden Jahr!

A. -- “Und dann? Die Textform, die dem mündlichen Unterricht eigen ist und oft mit der Form, die dem (zu erstellenden) Buch eigen ist, in Konflikt steht, stellte uns vor die größten Probleme”. (ebd.).

Dies zeigt - ausgehend vom Text des französischen Vorworts -, dass es rhetorische oder textliche Probleme gibt, **(i)** als Tatsache (l.7: Faktizität) **(ii)** als Sache des Seins (l.7).

B -- Zunächst sind die Verfasser der Texte summarisch vorgegangen (L. 22/32), nun aber in Bezug auf die möglichen Textformen. dies, um aus der “Summe” der möglichen Texte eine rationale Auswahl zu treffen. Jedes rationale Verhalten geht zunächst von der Summe (Sammlung) der möglichen Verhaltensweisen aus.

Hier hatte man vier Möglichkeiten;

(1)a. Besonders originelle Teile des Textes veröffentlichen;

(1)b. einen einzelnen Kurs vollständig veröffentlichen;

(2)a. alles in seiner ursprünglichen Textform zu veröffentlichen;

(2)b. aus der Gesamtheit des Korpus (einschließlich der persönlichen Notizen von de Saussure) vgl. L. 89 (summative Ind.) - einen eigenen Text verfassen.

L. 91.

Anmerkung: Diese Methode ist typisch für den Strukturalismus, der sich, wie gesehen (L.88), aus der linguistischen Methode von de Saussure speist.

Um zum Beispiel die verschiedenen Formen (Typen) des “Totemismus” (einer archaischen Religion) in geordneter Weise zu untersuchen, hat *Cl. Levi-Strauss* (1908/2009.), der Kulturanthropologe, geht zunächst summarisch vor. In seinem Werk *Le totemisme aujourd’hui*, Paris, 1962, erläutert er dies in aller Kürze.

1. Einmal das Studienobjekt gegeben, hier: Totemismus;
2. die Analyse kann beginnen, allerdings als Analyse von mindestens zwei Begriffen (L.7: Sachbetrachtungen), die jedoch miteinander verbunden sind (L.41; Beziehungen, Struktur, System).
3. Diese Analyse geht jedoch zunächst summarisch vor (Sammeln).

In diesem Fall macht Claude Lévi-Strauss zunächst rein spekulativ (L. 79), was hier schematisch ist, eine Sammlung (‘sum’) aus:

Natur --	Kategorie	Kategorie	Einzel	Einzel
Kultur --	Gruppe	Person	Person	Gruppe

Cl. Levi-Strauss, a.a.O., 22s. fügt hinzu: “Alle diese Begriffe sind willkürlich gewählt, - kalkuliert, um in jeder (vierfachen) Reihe (L.46; kartesische Ordnung) zwei Existenzweisen zu unterscheiden, eine kollektive (= z.B. ‘Gruppe’), die andere singuläre (= z.B. Individuum, Person)”.

Cl. Lévi-Strauss fügt paradoxerweise hinzu: “In dieser Vorphase (der Analyse) könnte man beliebige Begriffe wählen (anstelle von ‘Natur’ z.B. ‘x’ und anstelle von ‘Kultur’ z.B. ‘y’; usw.), solange sie verschieden sind (L.51: genau.)”.

Man sieht: Lévi-Strauss setzt in Frankreich, dem Land der Cartesianer, die Tradition der Präzision fort.

4. Nur dann ist sie “empirisch” (L.23v. (St. Mill); 36 (D. Hume)) gegeben ist. (den Untersuchungsgegenstand) - in diesem Licht - durch empirische Analyse).

Zum Beispiel

(a) Der australische Totemismus mit seinem “sozialen” und “geschlechtlichen” Inhalt setzt voraus (L.78v. (Dialektik)), als Lemma eine Beziehung (L.41) zwischen einer “natürlichen Kategorie” (empirisch: z.B. eine Pflanzen- oder Tierart, eine Sammlung von Phänomenen oder Objekten) und einer “kulturellen Gruppe” (empirisch: eine religiöse Gesellschaft, die Gesamtheit der Männer oder Frauen).

Existenziell (L.13; 18; 30 ;77v.: das Treffen der Phänomenologen) ist es so, dass eine soziale Gruppe eine typisch religiöse Bindung z.B. an den Donner (Phänomen), einen Glücksstein (Objekt), das Känguru (Spezies), etc. eingeht.

(b) Nordamerikanischer indianischer Totemismus, bei dem ein “Individuum” durch manchmal sehr grobe und schwere “Torturen” eine “Verbindung” zwischen ihm (ihr) persönlich (einzeln) und einer “natürlichen Kategorie” (wie in (a) oben) herstellt.

(c) Der Mota-Typ, bei dem ein Neugeborenes als eine Art Verkörperung (Commitment-Typ) einer Pflanze betrachtet wird. Tier, das entweder von der Mutter gefunden oder verzehrt wird, sobald sie sich ihrer Schwangerschaft bewusst wird; - was auf die Verpflichtung “natürliches Individuum”/”Kulturperson” hinausläuft,

(d) Der negro-afrikanische Typ, bei dem die kulturelle Gruppe (z.B. einige Einheimische) kollektiv (L.38) z.B. ein einzelnes “heiliges” Individuum (z.B. ein Krokodil) lokal “verehren” und “schützen”, dies als eine Form (Art) religiöser Verpflichtung.

Cl. Levi-Strauss, o.b., 24, sagt: “Rein ‘logisch’ (begrifflich) sind die vier Verbindungen (L.35vv: Verbindungen) gleichwertig. Grund: sie werden durch ein und dieselbe (doktrinäre) Operation konzipiert (*Anmerkung* - Die Liste, Mitte L.91), aber in Wirklichkeit werden nur die beiden ersten (Kategorie/Gruppe; Kategorie/Person) unter dem eigentlichen Namen ‘Totemismus’ klassifiziert”.

Mit anderen Worten: Die empirische Sprache ist nicht logisch fundiert.

Sie gibt einen ersten Einblick in die Strukturierungsmethode. Es handelt sich um eine “vergleichende Ordnung” (L.33/66). Harmologie ist die Unterstützung der logischen Arbeit.

L. 93.

C - Die empirische Wahl (aus der "Summe" der Möglichkeiten).

Wir zitieren einfach das Vorwort.

a.-- "Alles in der ursprünglichen Textform zu veröffentlichen (L.91, ad (2)a) war undurchführbar. Die Wiederholungen, die bei einer lockeren Darstellung unvermeidlich sind, die Überschneidungen (durch die Teile des Textes zum Teil identisch sind), die wechselnden Formulierungen, all das hätte einer solchen Veröffentlichungsmethode ein uneinheitliches Aussehen gegeben". (O.c.,9).

b.-- "Sich auf einen einzigen Kurs zu beschränken (L.90, ad (1) b) - und welcher der drei Kurse, die de Saussure angibt, ist es dann? -, lief darauf hinaus, das Buch all seiner Reichtümer zu berauben, die in den beiden anderen Büchern reichlich vorhanden waren.

Selbst die dritte, die endgültigste, hätte für sich allein kein vollständiges Bild (L.89: ad a.2. (Aufgabe)) von **(i)** den Theorien und **(ii)** den Methoden von F. de Saussure geben können". (ebd.).

c) "Es wurde uns vorgeschlagen, einige besonders originelle Teile des Textes (L.90, ad (1)a) so zu schreiben, wie sie vorhanden waren.

Obwohl wir zunächst froh darüber waren, stellte sich heraus, dass diese Arbeitsweise die Idee unseres Meisters in Misskredit bringen würde. Denn es wurden nur Fragmente ans Licht gebracht, und zwar von einer Konstruktion, deren Wert sich erst dann erschließt, wenn sie in ihrer Gesamtheit vorliegt (L.89, ad a.2.(Aufgabe))". (ebd.).

d.-- "Wir haben uns schließlich für einen mutigeren Weg entschieden, den wir auch für vernünftiger halten (L.90, unten):

(i) auf der Grundlage des dritten Kurses (L 90, ad (1) b),

(ii) eine Rekonstruktion (ein Überblick), eine Darstellung des Zusammenhangs ('synthèse'), aber so, dass wir die Gesamtheit aller verfügbaren Textmaterialien ('corpus'; L.91, ad (2) b), einschließlich der sehr spärlichen de Saussure-Notizen, genutzt haben". (ebd.).

B.4. - Evaluative Reduktion.

Die "Bewertung" oder das zusammenfassende Werturteil lautet wie folgt: "Mit anderen Worten: Wir haben eine Neuschöpfung gewagt, die umso prekärer war, als sie eine völlig korrekte Darstellung des Denkens von de Saussure sein sollte. (L.86 (historisch/evolutionär)).

Das Buch (ebd.) ist aus dieser Arbeit des Vergleichs und der Rekonstruktion hervorgegangen.

L. 94.

2. die Phänomenologie als vergleichende Ordnung.

1.a. -- M. Heidegger, *Sein und Zeit*, I, Tübingen, 1949-6, 27/39, skizziert kurz das Wesentliche der Husserlschen Phänomenologie (L.13 (Idee der Begegnung); 18 (gelebte Methode); 30 (intentio, d.h. Bewusstseinsorientierung); 77 (intentio als Wechselwirkung (Arbeit) zwischen Subjekt und Objekt)).

b. Heidegger charakterisiert die Phänomenologie in der Linie seines Lehrers Edmund Husserl (1869/1938) in zweierlei Hinsicht:

(i) die richtige Information über das Wort "Phänomen" (gegeben) und

(ii) der Ausdruck dessen, was das Phänomen ist (d.h. die Phänomenologie). Der Ausdruck "Phänomenologie" enthält zwei Komponenten: "Phänomen" und "Logos". Beide leiten sich von den altgriechischen Begriffen 'phainomenon' (das, was sich zeigt) und 'logos' (das, was etwas ausdrückt, nämlich das Phänomen) ab " (o.c., 28)

c. Phänomen

Kein Geringerer als G. van der Leeuw, *Phänomenologie der Religion*, Tübingen, 1956-2, 768, stellt Heideggers Idee mit äußerster Genauigkeit dar. Was die Phänomenologen mit dem Begriff "Phänomen" meinen, ist folgendes: "Das Phänomen (...) ist das, was sich zeigt.

Dazu gehören drei Dinge:

(a) Das Phänomen ist "etwas" (vgl. L. 7);

(b) dass "etwas" sich zeigt (vgl. L.13: Wahrheit, phänomenologisch verstanden als "Unverborgenheit");

(c) Dieses "Etwas" wird als "Phänomen" bezeichnet, gerade weil es sich zeigt.

Wobei - nach van der Leeuw, ebd. - "sich zeigen" eine Beziehung ist (L.41) zwischen:

a/ das, was sich zeigt (das sogenannte "Noema" (Husserls Begriff für "Objekt"))
und

b/ derjenige, dem es sich zeigt (das sogenannte 'noetische' Moment, das Subjekt)".

Wir sehen uns dort, Van der Leeuw.

Erläuterung.

Alle Phänomenologen werden Ihnen sagen, dass Husserl mit dieser Definition eine "Reduktion" (hier im Sinne von "Eliminierung" (Reduktion auf das reine (= reine) Phänomen; Reinigung) auferlegt (genannt die phänomenologische Reduktion oder Reinigung).

Vergleich.

In Anlehnung an C.S. Peirce (1839/1914), der in seiner pragmatischen Art einen ausgeprägten Sinn für das phänomenologisch verstandene "Phänomen" hatte, kann man sagen, dass folgende "Verunreinigungen" aus der Aufmerksamkeit verbannt werden müssen, sofern sie auf das reine Phänomen gerichtet ist.

L. 95.

IA. Zum phänomenologisch reinen Phänomen gehört nicht alles, was die “Tradition” darüber sagt.

1. Peirce nennt dies die “Methode der Autorität”. Es besteht darin, über das reine Phänomen nachzudenken und zu sagen, was die anderen darüber denken - streng genommen ist dies ein autoritäres Denken.

2. Man kann diese Haltung auch “Orthodoxie” nennen. Begründung: “Rechtschaffenheit (nicht zu verwechseln mit Aufrichtigkeit) bedeutet auf Niederländisch ‘das, was sich an die Denkweise der anderen hält’ - was die Tradition sagt, ist das, was die anderen sagen. Mit anderen Worten: Tradition ist eine Art von Rechtschaffenheit.

Geradlinigkeit” (sich an das halten, was andere, die einem eine “Überzeugung” präsentieren, sagen) ist ein zweiter Typ.

IB. Nicht zum Phänomen im eigentlichen Sinne gehört alles, was als “rein subjektives Urteil” über dieses Phänomen bezeichnet werden kann.

1. Peirce nennt dies “Methode der Beharrlichkeit”. Das kann mit “Methode der Beharrlichkeit” übersetzt werden. Peirce selbst spricht von jemandem, der zum Thema Freihandel nur Freihandelszeitungen lesen wollte, um sein “eigenes” Urteil nicht zu gefährden: Es ging ihm nicht - wie Husserl es ausdrückte - um das “reine” Phänomen “Freihandel”, sondern darum, was er - idiosynkratisch (= nicht offen: L.86v.) - über dieses Phänomen dachte!

Mit anderen Worten: Was wir alle, jeder für sich genommen, über das Phänomen denken, sollte gereinigt werden.

2. Peirce nennt dies, in einer zweiten Weise, a-priori-Methode” (L.78). Peirce meint damit eine Reaktion sowohl gegen die eigenwillige Methode als auch gegen die orthodoxe Methode. Diejenigen, die sich zwar an ihr eigenes Urteil oder das der Gruppe halten, dieses aber durchbrechen, indem sie eine freie Diskussion einführen. Wenn Sie möchten: die freie Diskussionsform der beiden vorherigen.

Ihr Fehler ist, dass sie nicht von dem Phänomen an sich ausgehen, sondern von ihren eigenen (individuellen oder gruppenspezifischen) Urteilen (Vorurteilen), die Peirce a-priori nennt, über das Phänomen.

L. 96,

3. Die Aufklärer, die sich "Freidenker" nennen, aber in vorgefasste Meinungen verfallen, sind eine Art "apriorisches" - oder, wie man auch sagt, "fundamentales" - Denken. Die westeuropäischen Aufklärer (L. 36; 67; 70; 80 (zwei Arten von "grundlegendem" (d. h. apriorischem) Denken, der Intellektualist und der Empirist)) gingen "verbindlich" (wie Karl Popper und sein Schüler W. Bartley sagen) davon aus, dass "wahres" Wissen ist

1/ oder, wie die axiomatisch-deduktive Geometrie, intellektuell "begründet" werden musste,

2/ oder, wenn die experimentelle Naturwissenschaft oder die Sinneswahrnehmung "begründet" werden müsste.

a. Leute wie G.E. Moore (1873/1958), der Commons-Denker - in seiner *A Defence of Common Sense* (1925) - und, ab 1934, Karl Popper (1902/...), sowie z.B. W. Bartley, *Flucht ins Engagement (Versuch einer Theorie des offenen Geistes)*, München (Szczesny Verlag), 1962, haben auf den Fundamentalismus der Aufklärer hingewiesen.

Folge: Das reine Phänomen ist auch für den frei denkenden Menschen unzugänglich. Der Grund: Wenn das Phänomen nicht in ihr Weltbild passt, "zeigt" es sich nicht.

b. Sagt Peirce, *Die Fixierung des Glaubens*, in: *Pop. Sc. Monthly*, xii (1877), 1/15: "Den Einfluss natürlicher Vorlieben für zulässig haltend,--also aber, dass unter dem Einfluss dieser Vorlieben die Menschen;

1. miteinander zu sprechen und

2. die Dinge (d.h. die Phänomene) unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, um allmählich Meinungen zu entwickeln, die den natürlichen Ursachen entsprechen".

Das ist die Art des apriorischen Denkens.

Peirce sieht davon vor allem zwei Typen: 1. Kunstprodukte; 2. eine Reihe von 'Metaphysikern' (Philosophen), sagt Peirce: "Systeme dieser Art gehen normalerweise nicht von Beobachtungstatsachen aus, zumindest nicht in großem Umfang.

Sie wurden vor allem deshalb bevorzugt, weil ihre Axiome (Voraussetzungen, a-priori) der 'Vernunft' (d.h. der rationalistisch interpretierten 'Vernunft') zu entsprechen schienen."

Dieser Ausdruck 'stimmt mit der Vernunft überein' ist ein Fachausdruck: Er bedeutet nicht, was mit der Wahrnehmung übereinstimmt, sondern was wir zu glauben geneigt sind". (ebd.).

Peirce erklärt dies mit einem anwendungsbezogenen Modell.

Platon findet es zum Beispiel "widersprüchlich zur Vernunft", dass die Abstände zwischen den Bahnen der Himmelskörper proportional zu den verschiedenen Saitenlängen sind, die in einem Musikinstrument harmonische Töne erzeugen.

L. 97.

Viele Philosophen haben sich - was ihre wichtigsten Schlussfolgerungen betrifft - von Überlegungen dieser Art leiten lassen. (*Anmerkung* - Platon dachte in der Tat, besonders gegen Ende seines Lebens, paläoputhagoräisch (L.2; 48; 94); über die musikalische (besser: "choreia" - gebundene) Interpretation der planetarischen und stellaren Beziehungen werden wir später sprechen.

Peirce spricht hier rein modern-physikalisch).- Peirce fährt fort: "Es ist klar, dass ein anderer Mann (als z.B. Kepler selbst) Keplers Theorie (*Anm.* -- J. Kepler (1571/1630) ist bekannt für seine Gesetze über das Sonnensystem), die behauptet, dass die Bahnen der Himmelskörper proportional zu den (...) Bahnen verschiedener regelmäßiger Körper sind, 'mehr mit seiner 'Vernunft' übereinstimmen' würde. (*ibid*)".

IC. Nicht zum Phänomen im phänomenologischen Sinne gehört alles, was als theoretisch bezeichnet werden kann, wie Hypothesen (=abduktive oder regressive Reduktionen), Beweise (also die ideologische Argumentation (L.1)).

Husserl selbst hat dies in einer lapidaren Formulierung festgehalten: "zu den sachen selbst" (Rückkehr zu den Daten selbst).

1. Peirce drückt es auf seine Weise aus: "externe Permanenz"; oder auch: "die wissenschaftliche Methode".

Mit dem Begriff "äußere Dauerhaftigkeit" meint er, dass das Phänomen

1. unabhängig von unseren "inneren" Vorgängen (Vorstellungen, Überlegungen, Geschmäcker) ist und

2. sich in wiederholbarer Weise als unabhängig von unseren subjektiven Operationen erweist.

2. Peirce identifiziert also offensichtlich "Darstellung der Phänomene" und "wissenschaftliche Methode" (wobei "wissenschaftlich" hier in einem sehr weiten Sinne zu verstehen ist). Anders als die oben erwähnten Rationalisten (Illuminatoren), die "wissenschaftlich" mit "intellektuell" oder mit "sinnlicher Erfahrung" identifizierten (L.96).

I.D., wie wundersam auch immer, gehört nicht zu dem Phänomen:

1. -- Das "Ich" (Subjekt) als Quelle von "Taten" (z.B. Abneigung gegen eine Theorie oder z.B. gegen den Mythos, den man als Phänomen untersuchen möchte);

L. 98,

2.-- Die Akte (wie Husserl sagt), d.h. die Modi der Annäherung, desselben "Ichs" -- außer natürlich einer Art von Akt (und, unmittelbar, von "Ich" - Involvierung; wie van der Leeuw sagt (L.94: derjenige, dem sich das Phänomen zeigt)), nämlich der "reinen" Erschließung; der reinen "Aufmerksamkeit" (als objekt-, phänomenorientierter Akt).

Das bedeutet, dass alle rein geistigen (psychologisch relevanten) Interessen beseitigt werden müssen. Mit anderen Worten: "Phänomenologie" ist nicht "Psychologie".

Sagt Husserl selbst, in seiner *Die Idee der Phänomenologie (Fünf Vorlesungen)*, Haag, 1950, 44 (Hrsg. und inl., W. Biemel): "Das 'Ich' (als Person, als 'Ding' (d.h. gegeben) im Rahmen der Welt) und die Erfahrung (als die Erfahrung dieser Person, -- ein Geschehen, situiert -- wenn auch vielleicht völlig vage -- in 'objektiver (d.h. messbarer) Zeit'), -- diese beiden, Ich und Erfahrung, sind 'Transzendenzen' (d.h. außerhalb des eigentlichen Phänomens liegende Daten). (...).

Das rein 'Immanente' (d.h. innerhalb des Phänomens selbst) kann durch die 'phänomenologische Reduktion' (d.h. Reinigung) beschrieben werden. in diesem Fall meine ich (als Phänomenologe) genau 'dieses Dort' (d.h. das Gegebene, das Phänomen). und nicht das, was es 'transzendiert' (d.h. durch Bezugnahme auf das, was außerhalb von ihm ist). sondern es ist nur das gemeint, was das Gegebene (Phänomen) an sich ist". (ebd., 45).

II. Ist ebenfalls nicht Teil des reinen (durch die phänomenologische "Reduktion" - Eliminierung - gereinigten) Phänomens, die tatsächliche Existenz des Phänomens liegt außerhalb meines Bewusstseins.

Während es sich bei den bisherigen Läuterungen um Läuterungen der Seinsweise handelte (L.7), geht es bei der letzteren um die korrekte Charakterisierung der Faktizität des Phänomens.

Die Blume "molu" (*Homer, Odusseia*, X, 305), die der Gott Hermes (Hermeias) dem Odusseus mit seiner schwarzen Wurzel und der milchig-weißen Blüte schenkt, damit er die "schöne Frau Kirkè", die Magierin, sicher aufsuchen kann, ist - phänomenologisch gesehen - nichts anderes als das, was Homer über sie sagt. Ob über diese textliche Tatsache hinaus das, was Hans Reichenbach (1891/1953), Mitglied des Wiener Kreises (L.82), als "transempirisch" bezeichnet, als "Zauberblume" verifiziert werden kann, bleibt "in Klammern" (gesäubert).

L. 99.

Wenn zum Beispiel jemand meint, eine “lila” Farbe um den Körperumfang einer Person zu sehen, kann man als Phänomenologe nur sagen, dass jemand behauptet, eine so genannte “Aura” zu sehen; mehr nicht.

Nochmals: Ob diese Art von ‘lila’, die gewiss kein physisches (und damit weder intellektuell noch sensorisch wahrnehmbares (L.80; 96)) Gegebenes (Phänomen) ist, ‘transempirisch (= übersinnlich, mantisch-paranormal (L.27; 64)) erfahrbar bzw. prüfbar’ ist, lässt der Phänomenologe mit Hans Reichenbach offen (L.94/97) und nimmt nur die Behauptung (mit ihrem ideellen Gehalt) zur Kenntnis.

Dies im Gegensatz zum Rationalisten (Aufklärer), der bereits a-priori (!) “weiß”, dass es “so etwas nicht gibt”.

Anmerkung: Vgl. L.9 (zu den Fehlinterpretationen der Idee des ‘Seins’; 87(unten: dialektische Offenheit)) -- Die richtig verstandene Ontologie weist dem Phänomenologen den Weg in Bezug auf den Faktizitätstyp, Vgl. L. 7.

So interpretieren wir *Heideggers* Worte (*Sein und Zeit*, I, 35): “Die Phänomenologie ist das Mittel, um Zugang (...) zu dem zu gewinnen, was zum Thema der Ontologie werden soll”.

Entscheidung:

L. 94/99 (Ad (i) Phänomen) hat geklärt (Analyse; L.6; 41), was wir alle, lemmatisch (L.6; 41), als Phänomen kennen (das, was sich, egal wie, zeigt).

Die Analyse war komparativ: Durch den Vergleich des reinen Phänomens mit dem, was die Tradition, das bloße subjektive Urteil, die theoretische Verarbeitung, das Ich und seine Taten, unser inneres Bewusstsein, darüber sagen, haben wir es von dem unterschieden (also noch nicht getrennt), was es nicht ist. Husserlianisch: Läuterung (‘Reduktion’).

Literaturhinweis :

Abgesehen von den genannten Werken (Artikeln):

-- I.M. Bochenski, *Philosophische Methoden in der Wissenschaft*, Utr./Antw., 1961, 27/44 (*Die phänomenologische Methode*);

-- H. Albrecht, *Deutsche Philosophie heute (Probleme/ Texte/ Denker)*, Bremen, 1969, 21/37 (Edmund Husserl).

L. 100.

c. (ii) Aussprechen.

a. Das altgriechische Wort 'logos' (das nach M. Heidegger, *Sein und Zeit*, I, 32, in der Phänomenologie noch immer nachklingt) bedeutet (...) so etwas wie 'délon', das, wovon in der Darstellung die Rede ist, öffentlich machen (zeigen).(...).

Der Logos, d.h. der Akt des Sprechens, zeigt etwas ('fainesthai'), d.h. das, wovon gesprochen wird - sowohl in Bezug auf denjenigen, der spricht (Medium), als auch in Bezug auf diejenigen, die an dem Gespräch beteiligt sind.

Das Heraufbeschwören "zeigt" ("apo-"), ausgehend von der Sache, über die das Heraufbeschwören spricht. In diesem "Sprechen über" ("apo.fansis") sollte das, was gesagt (verbalisiert) wird, wenn es real ist, von dem stammen, über das es spricht (....). Dies ist die Struktur (L.38; 41) des Logos als "apo.fansis". So viel zum Heideggerschen "Sprechen".

b. Nach allem, was wir oben gesagt haben, scheint dies offensichtlich zu sein. Und doch: Jemand wie H. Arvon, *La Phil. allemande*, 140 (über die Husserlsche Phänomenologie), unterscheidet Stufen der Phänomenologie. So gibt es unter anderem eine rein deskriptive oder beschreibende und darüber hinaus eine "eidetische" (von Max Scheler (1874/1928), der selbst ein hervorragender Phänomenologe war, als "ideativ" bezeichnete) Phänomenologie.

Wir erläutern dies näher anhand zweier Anwendungsmodelle.

Anwendungsmodell 1.

E. Husserl, *Die Idee d. Phänomens*, 56f., gibt uns "den Brei im Mund":

(i) "Ich lebe durch - sagt er - eine singuläre Intuition (Einzel. anschauung) oder auch mehrere singuläre Intuitionen von z.B. 'rot'".

Das heißt in der Umgangssprache, ich sehe z.B. dieses Rot hier und jetzt, dann jenes Rot dort.

(ii) Rein deskriptive Phänomenologie.

Sie würde darin bestehen, wie ein Romancier oder ein Dichter, diese einzelnen Wahrnehmungen (Intuitionen sind direkte Wahrnehmungen) so genau wie möglich wiederzugeben (zur Diskussion zu stellen). Mehr nicht.

(iii) Ideative (= eidetische) Phänomenologie. Cfr L .22/32

(summative Induktion): "Ich ohne mich zu fragen, was dieses 'Rot' sonst noch bedeutet (= phänomenologische 'Reduktion' (Reinigung)). (...).

L. 101,

Ich vollende, rein betrachtend, den ‘Sinn’ des Gedankens ‘Rot überhaupt’, (...), so etwas wie das allgemeine ‘Rot’,

(i) dass dank der (reinen) Vision (= Intuition, angesiedelt in der Wahrnehmung) von diesem Rot hier und jetzt und von jenem Rot dort und damals abstrahiert wurde und

(ii) die in allen Fällen von Rot für sich genommen identisch ist.

a. Nicht mehr das singuläre Rot in seiner Einzigartigkeit ist gemeint (= rein deskriptive Phänomenologie),

b. sondern ‘rot-ohne’ (= ideative oder eidetische Phänomenologie)”; (E. Husserl, o.c.,56f.).

Anmerkung: --

1. Etwas weiter im Text spricht Husserl von “reiner Anschauung und ideierender Aufmerksamkeit”. Das bedeutet, dass die reine Anschauung, des allgemeinen Seins (hier: von “rot”), zugleich Vorstellung, d.h. die Begründung der Idee (“rot”) ist. Daher auch der Name “ideative” Phänomenologie.

2. Die Phänomenologen verwenden auch den Begriff “eidetische” Phänomenologie.

Der Grund dafür ist, dass das altgriechische Wort “eidos”, Idee, Wesen, zu dem Adjektiv “eidetisch” führt, das dasselbe bedeutet wie “ideativ”.

Anmerkung: --

Man vergleiche nun das, was über die summative Induktion (L. 22, 32) gesagt wurde, mit der Husserl’schen Einbildung (Begriffsbildung). Es ist sofort klar, dass es sich um denselben Prozess handelt. Aber anders angegangen. Husserl will das (gegebene) Phänomen “rein”, gereinigt von allen “Verunreinigungen” (L. 91). Die Betonung liegt auf der gereinigten Wahrnehmung (‘gazing’) und erst dann auf dem induktiven Prozess (summering).

Historische Überprüfung.

Auch hier ist die Sache älter als der Begriff: Schon Sokrates von Athen (-469/-399), der Begründer der Begriffsphilosophie, und Platon von Athen (427/-347), der Begründer der Ideenphilosophie, haben auf ihre Weise die phänomenologische Methode praktiziert.

Der Grund.

(i) Sokrates

a. ging vom gesunden Menschenverstand aus;

b.1. die Kontemplation (Betrachtung) eines Gegebenen - z.B. des Gerechten - durch Beispiele (= appl. mod.) geweckt und

b.2. versucht, den allgemeinen Begriff (“nur”) so rein wie möglich zu definieren.

L. 102.

Anwendungsmodell.

Im Dialog von Platon, *Menon*, wird uns der Prozess gezeigt: Menon sagt, dass die "Tugend" (alle allgemeinen Begriffe zu verstehen) dreifach oder sogar mehrfach spezifiziert ist. Für den Mann ist "Tugend" (d.h. Tugend) "Hilfe bei der Leitung des Stadtstaates", für die Frau "gesunde Haushaltsführung" und für das Kind - den Mann im dritten Lebensjahr - eine Vielzahl von anderen, "jedes Mal etwas anderes".

Drücken wir diese sokratische Maieutik (= Phänomenologie) kurz in einem reduktiven Diagramm aus (L.26)

(A) Beobachtung.

1. Gegeben: in Athen, auf der Agora, wird das Wort (= der Begriff) "Tugend" (oder "Wissenschaft") verwendet; - und das nicht immer in einem völlig identischen Sinn.

2. Aufgabe (gefordert) -- Sokrates will induktiv zum Verstehen kommen. Dies, im Gespräch ("Dialog") - nicht autoritär (L.95).

(B)I. Regressive (= abduktive, hypothetische) Reduktion.

Plötzlich glaubt einer der Gesprächspartner, konfrontiert mit (L.13: meeting;77) dem Thema, - dem Lemma, - eine Definition gefunden zu haben: "wenn Tugend eine vernünftige Politikführung ist, dann verstehe ich sowohl das Wort 'Tugend' als auch die eigentliche Seinsweise (L.7), die damit bezeichnet wird".

Oder: "Wenn Wissenschaft 'Sinneswahrnehmung' ist, dann verstehe ich sowohl den Begriff als auch die Wirklichkeit als 'Wissenschaft'". Es ergibt sich ein neues Lemma, das noch analysiert werden muss.

(B)II. Progressive (deduktive) Reduzierung.

(i) "Wenn Tugend eine solide politische Verwaltung ist, was ist dann, wenn man behauptet, sie sei 'solide Haushaltsführung' (weibliche Sichtweise)?" Lassen Sie uns das untersuchen.

(ii) "Wenn Wissenschaft sinnliche Erfahrung ist, was ist, wenn eine andere Definition 'wahre (d.h. mit der gegebenen (L.14: logischen Wahrheit) übereinstimmende) Meinung' ist?" Lassen Sie uns das überprüfen.

(B) III. Peirastic (Test) Reduktion.

Sokrates (oder einer der Dialoge) weist auf das Gleiche in der Menge hin (L.35).

(i) Tugend ist sowohl für den Mann als auch für die Frau **1. eine** gesunde Einstellung, **2. eine** leitende Einstellung. Aber manchmal im Stadtstaat, manchmal in der Familie,

(ii) Wissenschaft ist z.B. Sinneserfahrung, soweit sie wahre Meinung ist - Falsifikation gibt es zum Teil. Die Verifizierung ist ebenfalls vorhanden.

L. 103.

(B) IV. Evaluative Reduktion.

Da es sowohl eine Falsifikation (Beweis, dass die Lemmata nicht gelten, es sei denn, sie gelten teilweise) als auch eine Verifikation (Beweis, dass die Lemmata (vorgeschlagenen Definitionen) gelten) gibt, muss die Analyse fortgesetzt werden,

(i) Die Tugend, wie sie z.B. von Kindern verkörpert wird, ist gut gesteuert und kontrolliert, aber dann z.B. von ihrem eigenen Leben. Etc.

(ii) Die Wissenschaft, wie sie von der Mathematik verkörpert wird, stützt sich nicht (unmittelbar) auf Sinneserfahrungen, sondern auf Schlussfolgerungen.

Folglich kann eine wahre Meinung nicht nur auf sinnlicher Erfahrung, sondern auch auf intellektueller Einsicht beruhen.

Fazit: "wahre Meinung" kann als allgemeines Merkmal beibehalten werden (L.25v.: "k"), aber entweder auf sinnlicher Erfahrung oder auf rationaler Begründung (vgl. L.80 (intell. und empir. Rationalismus); 96; 99) oder auf "transempirischer" Grundlage (L.99) beruhen.

(ii) Platon

a. wich natürlich auch von den Daten des gesunden Menschenverstandes ab, um z.B.

b1. Anwendbare Modelle

b2. zu einer einzigen "Idee" (Regelungsmodell) zu gelangen (Ideenfindung). Der Schwerpunkt ist jedoch ein anderer als bei seinem Lehrer Sokrates.

Im so genannten *siebten Brief*, der, wenn nicht von *Platon* selbst, dann von jemandem stammt, der seine Lehre sehr genau wiedergibt, sagt Platon Folgendes. "In Bezug auf jedes Wesen (L.7) gibt es drei Arten des Kennenlernens, die es erlauben, Wissen über es zu erlangen.

(i) Das erste, was man wissen muss, ist der Name.

So zum Beispiel - sagt Platon (ebd.) - 'kuklos' (L.23; unten), Kreis. Dies ist etwas, das artikuliert wird, - das, was mit diesem "Namen" "kuklos" (Kreis) genannt wird.

(ii)a. Die zweite Art des Wissens ist die Definition (Essenz).

Diese besteht nach Platon aus Substantiven und Verben (*Anm.*: Platon ist der erste, der die Satzstruktur als "onoma" (nomen, Name(n)) und "rhèma" (verbum, Prädikat) analysiert; -- was in Noam Chomskys Sprache als "Substantiv- und Verb"-Komponenten des Satzes noch überlebt).

Hier - wie Platon immer sagt -: "Das, dessen Extremitäten überall gleich weit vom Zentrum entfernt sind". Dies ist eine wesentliche Definition des Wesens, dessen Name "rund", "Umfang", "Kreis" ist.

L. 104.

Es ist klar, dass hier das regulative Modell (L.26) zum Ausdruck kommt: Für alle Daten “rund”, “Umfang”, “Kreis” gilt, dass die Extreme überall gleich weit vom Zentrum entfernt sind.

(II)B. Die dritte Art des Wissens ist das Bild (“Schatten”).

So wird in diesem Fall der Kreis gezeichnet, der dann gelöscht wird.

Gemeint ist hier eindeutig das applikative Modell (L.26): Dieser mit Kreide gezeichnete Kreis, der dann wiederum weggewischt wird, ist ein einziger (singulärer) Fall, der die allgemeine Idee eines “Kreises” illustriert. Das ist alles. Denn es gibt unzählige andere, die ebenfalls die allgemeine Idee “darstellen” oder “ein Schatten davon sind”.

So viel zu dem, was auch Sokrates als Konzeptualist (Philosoph der Begriffe) akzeptiert hätte. Man höre aber, was Platon gleich darauf sagt: “der Kreis an sich (gemeint ist die allgemeine Idee ‘Kreis’), auf den alle diese Dinge (Name, Seinsbestimmung, Darstellung) bezogen sind, erfährt nicht das, was sie erfahren, nämlich das Entstehen und Vergehen (hier z. B. das Gezeichnetwerden und Auslöschen; das Gesprochenwerden und - verba volant - das Nicht-mehr-Hören danach), weil der Kreis an sich anders ist”.

Hier scheint das durch, was man “transzendentalen” (transempirischen) Idealismus nennt: die Idee “Kreis” reicht irgendwo über die Wortklänge (Name, Definition) und die materiellen Realisierungen (Zeichnung) hinaus. Dies wird auch als “Lichtmetaphysik” bezeichnet:

“Wenn **(i)** Namen, **(ii) a** definierende Beschreibungen mittels Worten, **(ii) b** sinnliche Wahrnehmungen und Beobachtungen (= Bilder), die mit Aussagen über die Natur der Dinge verbunden sind, im Titel der Information dargestellt werden,-- wenn, ferner, Wenn wir ohne leidenschaftliche Pedanterie der richtigen ‘dialektischen’ Methode folgen, dann erst erscheint das Licht der reinen unkörperlichen Wahrnehmung und des reinen intellektuellen Erfassens des inneren Wesens der Dinge” (*Platon, VII. Brief*).

Die Idee ist ein Licht, das leuchtet.

L. 105.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sowohl der Name als auch die Definition und die Darstellung eines oder mehrerer Exemplare (Bilder) nur der schwache Auftakt für die höhere Idee sind, die eine leichte Gleichung durchbricht.

Man kann den Sprung vom einen zum anderen in aktueller Weise veranschaulichen.

1. Ein Computer kann mit großer Leichtigkeit gefüllt werden mit

(i) den Namen,

(ii) eine Definition und sein Bildschirm können, mit großer Leichtigkeit,

(ii)b ein sichtbares Exemplar (Schatten, Bild, Beispiel) zeigen: selbst ist er jedoch eine blinde Maschine, nichts weiter

2. Nur “die edle Seele des Menschen, der Gegenstand der Erziehung” (nach *Platon, VII. Brief*, indem sie mit der Idee verwandt ist (wenn auch nicht vollständig, denn die Idee ist rein geistig, während die Seele ein lebendiges Wesen ist), sieht sowohl durch den Namen (das Geben) als auch durch die Definition (als Formel) und das Beispiel (die Veranschaulichung) das reine Phänomen in seiner allgemeinen Form (= Idee, Begriff).

Literaturhinweis :

Mit Ausnahme der oben zitierten Autoren:

V. Goldschmidt, *Les dialogues de Platon (Structure et méthode dialectique)*, Paris., 1/12 (*Les étapes de la démarche dialectique*).

Anmerkung: Sowohl die sokratische Maieutik als auch die platonische Dialektik enthalten also einen phänomenologischen Kern.

1. Und dennoch: Es gibt einen großen Unterschied! Beide Denker dachten, nun ja, natürlich individuell. Aber das, was sie - allein und isoliert - dachten, wurde in der Gruppe (der Diskussionsgruppe), im Dialog (philosophisches Gespräch) geprüft und geklärt. Ausgerechnet das ist es, was Husserl (und viele Phänomenologen) vermissen.

2. Jacob Levi Moreno (1892/1974), obwohl weit davon entfernt, ein Phänomenologe zu sein, hat auf seine Weise die Aufmerksamkeit auf den Gruppenprozess (“Gruppendynamik”) gelenkt.

Dieser Begründer der Soziometrie hat - ohne es zu merken - ein altgriechisches Modell für uns Phänomenologen neu erfunden: das aufklärende, prüfende Gespräch.

3. Jules Romain (1885/1972), -- bei uns Ina Boudier-Bakker (1875/...) u.a., die als unanimistisch bezeichnet werden, weil sie die wechselseitigen Beziehungen der Menschen (vor allem auf der vitalen Ebene (L.77: Begegnungsebenen)) herausgearbeitet haben, haben auf ihre Weise auch für uns Phänomenologen den Blick für die subkutanen Gruppenbeziehungen geschärft.

L. 106.

4. Hören wir, was Platon (ebd.) wörtlich schreibt: “Gerade aus dem wiederholten Gespräch (über diesen Gegenstand), wie auch aus dem engen Zusammenleben, erscheint die Idee plötzlich in der Seele, wie aus einem Feuerfunken das Licht, das angezündet wird und sich dann von selbst seinen weiteren Weg bahnt”.

Mit anderen Worten, unsere Seelen stehen in unbewusster Verbindung mit den Seelen unserer Mitmenschen, besonders wenn wir gemeinsam suchen.

Anmerkung: -- Phänomenologie und phänomenologische Psychologie;-- L. 98 haben wir gesagt, dass es einen Wesensunterschied zwischen Phänomenologie und Psychologie gibt. Dennoch ist eine phänomenologische Psychologie durchaus denkbar. Ein Wort dazu.

Jede intellektuelle (d.h. intellektuelle) Erfahrung und sogar jede Erfahrung ohne mehr, kann durch ihr Auftreten zum Gegenstand der reinen Beobachtung (L.100v.) und des Verstehens gemacht werden”. (E. Husserl, *Die Idee d. Ph.*, 31).

2. “Jeder psychischen Erfahrung entspricht (...), durch phänomenologische ‘Reduktion’ (Reinigung; L 94v.), ein reines Phänomen”. (ebd., 45).

Mit anderen Worten, in einem solchen Fall ist die psychische Erfahrung selbst (durch Introspektion und Retrospektion) Gegenstand der “Wesensschau” (d. h. der Vorstellung (L. 101)).

Anwendungsmodell 2

Max Scheler (1874/1928), *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, Darmstadt, 1928 (1930), 60ff. gibt uns eine zweite Anwendung der Ideierung, d.h. eine der möglichen Arten der Phänomenologie (L. 100), die uns eine breitere Perspektive erlaubt: Wir ‘übersetzen’ sie in reduktive Schemata (L. 26: 41).

(A) Beobachtung.

1. **Gegeben:** Ich habe Schmerzen im Arm (nach Schelers Appl. Mod.).

2. **Ersucht.**

(a) die wissenschaftliche Interpretation (die Scheler als “technische Intelligenz” bezeichnet). Mit anderen Worten: der positiv-wissenschaftliche Ansatz (L.1).

(b) der phänomenologische Ansatz (und seine ideelle Form), um zu veranschaulichen, was Philosophie im Unterschied zur professionellen Wissenschaft ist.

L. 107.

(B) Abduktive (= regressive) Reduktion

(a) Gegenstand.

“Eine Frage, die typisch für die ‘technische Intelligenz’ ist, würde etwa so lauten: Ich habe, hier und jetzt, Schmerzen im Arm.

(i) Wie ist dieser Schmerz entstanden?

(ii) Wie kann dieser Schmerz beseitigt werden? Das festzustellen, wäre eine entsprechende Aufgabe (siehe ‘gefragt’) für die positive Wissenschaft” (o.c., 60).

Ad (i) Der Pathologe (Pathologe, Nosologe) antwortet z. B. wie folgt: “Wenn in diesem Arm ein bösartiger Tumor ist, dann erklären sich die Schmerzen und das Erstaunen. Der Diagnostiker hat dann sein Lemma (Hypothese).

Ad (ii) Der Arzt gibt z. B. Folgendes an: “Wenn die oben genannte Diagnose richtig ist, dann sollte diese Art von Medikamenten normalerweise therapeutisch wirken und ihre Beseitigung würde erklärt werden”.

Sehen Sie sich die zweite “positive” Antwort an. Mit dem zweiten Lemma.

(b) Philosophisch (phänomenologisch-ideologisch).

Hören Sie, wie Scheler die typische phänomenologische Interpretation skizziert. “Ich kann mir aber denselben Schmerz auch als ein Beispiel (appl. mod.) für die in höchstem Maße befremdliche und erstaunlich wesentliche Situation vorstellen, dass diese Welt eben so (‘überhaupt’) mit Schmerz, Übel und Leid befleckt ist - dann werde ich die Frage anders stellen”.

(i) “Was ist dann der Schmerz selbst (L.100v.: reines Schauen), außer der Tatsache, dass ich ihn hier und jetzt ertrage?” (L. 7: eigentliches Sein; -- dies ist die typische Phänomenologie).

(ii) “Wie soll das Universum (‘der Grund der Dinge’) in der Lage sein, so etwas wie ‘Schmerz ohne mehr’ (L. 101: redundant) zu ermöglichen?” (L. 7: Ergänzung; Situationsphänomenologie).

Anmerkung: Man sieht, dass Scheler hier unmerklich die “mehr als nur erkennbaren Zusammenhänge” (L.37vv.), die distributive und kollektive Struktur, als selbstverständlich voraussetzt.

(B) II. Deduktive (= progressive) Reduktion.

(a) Gegenstand

Ad (i) Der Diagnostiker beginnt mit der Analyse der Symptome, indem er sie aus seiner Diagnose ableitet.

L. 108.

Ad (ii) - Der Arzt wird aus seinem Lemma ableiten, dass das Medikament, das er im Kopf hat, ausprobiert werden kann.

(b) Phänomenologisch gesehen.

M. Scheler gibt kein Lemma philosophisch-phänomenologischer Natur. Wir schlagen daher vor, hier *P. Ricoeur, Finitude et culpabilité* - (II: *La symbolique du mal*), Paris, 1960, 151/332 (*Les 'mythes' du commencement et de la fin*), -- zumindest teilweise, einzuführen.

a. Das sumerisch-akkadische Schöpfungsdrama ('*enuma elish*').

Darin ist das Böse (Leiden, Schmerz) in der ursprünglichen Unordnung ("Ur-Chaos") angesiedelt.

Der Babylonier zum Beispiel, der noch davon lebt, wird wie folgt argumentieren:

"Wenn am Anfang tatsächlich nur Unordnung herrschte und unser Herrscher am Anfang des Jahres die Riten der Ordnung nicht richtig durchgeführt hat, um das Böse zu beseitigen, dann ist dieser Schmerz in meinem Arm hier und jetzt verständlich" - Indien

Deduktiv: Wenn ich **(i)** erneut über den Mythos nachdenke und **(ii)** überprüfe, ob der Herrscher die Riten korrekt durchgeführt hat, werde ich die Kontrolle (Verifizierung) über die Ursache erlangen.

b. Der orphische Mythos des Puthagoras.

Dabei ist das Böse in einem ursprünglichen Fehler der unsterblichen Seele in einem früheren Leben begründet (was in Indien sinngemäß als "Karma" bezeichnet wird).

Der Neoplatoniker, sofern er in dieser Tradition lebt, wird folgendermaßen argumentieren: "Wenn ich in einem früheren Leben tatsächlich einen Fehler begangen habe, der eine Strafe nach sich zieht, dann erklärt sich dieser Schmerz in meinem Arm".

Deduktiv: Wenn ich **(i)** in meiner abendlichen Gewissenserforschung (wie die Paläo-Puthagoräer lehrten) oder **(ii)** in einer Mantis (L.27; 99: transempirisch) im Alter mit einem Hellseher über einen Vererbungsfehler meinerseits spreche, werde ich sofort in der Lage sein, Kontrolle auszuüben.

c. Der tragische Mythos .

Darin wird das Böse sowohl der menschlichen Freiheit als auch und vor allem den Gottheiten (L.59 (Mutter Erde); 74 (Dämonische Götter des Ganzen)) zugeschrieben, die diese Freiheit zu sinnlosen Handlungen mit allen damit verbundenen katastrophalen Folgen "verleiten".

Der alte Grieche, der noch in dieser "tragischen" Tradition lebt, würde daher folgendermaßen argumentieren: "Wenn ich - von einer "fremden" "Macht" ("Wesen") mitgerissen - tatsächlich zugelassen habe, dass meine Freiheit missbraucht wird, dann verstehe ich, dass mir Böses angetan wird, so dass mir der Arm weh tut".

L. 109.

Deduktiv: Wenn ich nun, davon ausgehend, sie verifiziere und mich durch einen Exorzismus von ihr befreie, dann weiß ich sofort, woran ich bin.

d. Der Adam-Mythos.

In der Bibel wird das Böse, nun in seiner “metaphysischen” (transempirischen) Wurzel, auf den Sündenfall der ersten Eltern (Adam/Eva) zurückgeführt, der als Folgeerscheinung die ursprüngliche sündige Situation (Mangel an wirklicher Einsicht, leidenschaftliches Verhalten, Leiden, Krankheit, Tod) einschließt:

“Wenn ich als Nachkomme der ersten Eltern an den erblichen Folgen ihrer ‘ersten Sünde’ (Ursünde) teilhabe, dann verstehe ich, dass ich unter anderem Schmerzen im Arm habe”.

Deduktiv: Wenn ich nun im Glauben davon ausgehe, dass ich mich durch eine andere Deutung des Leidens, nämlich als Sühne und Mitleid mit dem leidenden Menschensohn, allmählich aus dem Griff der Erbsünde befreie, dann muss ich das normalerweise in meinem Leben erfahren.

Anmerkung -- Die Philosophie, für sich genommen, ist, was das gründliche Erklären (Abduktion, Hypothese, regressive Reduktion) betrifft, nicht viel weiter vorgedrungen als der Mythos, d.h. die Geschichte, die in Form der Geschichte die Grundsituation der Menschheit, ja des ganzen Kosmos erklärt; (L.100: Phänomenologie als ‘Erklären’, Formulieren).

Gewöhnlich besteht die Aufgabe der Philosophie darin, den Mythos in rational-intellektuelle oder empirische (L. 99: das Transempirische entweder intellektuell oder empirisch interpretiert) Begriffe zu übersetzen.

1. In der Tat bewegt sich der Mythos als Geschichte über die Grundsituation nicht so sehr im empirischen und/oder intellektuellen Bereich, sondern im mantischen (L.27 (64)) oder transempirischen Bereich.

2. Denn so wie der Xosa-Negro-Afrikaner bei einer Herde von fünfhundert Tieren “sofort” (mantisch, hellichtig, transempirisch wissend) weiß, ob und wie viele und welche Tiere fehlen, so weiß auch der Mythenleser sofort (mantisch, psychisch, transempirisch), wie die Grundsituation des Menschen und des Universums aussieht.

L. 110.

Es ist erwähnenswert, dass der Märchenerzähler ein echter Märchenerzähler sein sollte.

a. Es gibt nämlich Kunstmythen, die von Dichtern nach imaginären Strukturen zusammengeschustert werden (das ist nichts anderes als "Poesie"). Unter den "Naturvölkern" gibt es auch "Fabeln", die auch als "Mythen" bezeichnet werden: Sie dienen der Unterhaltung (ihnen fehlt der wesentliche Inhalt des Lebens und der Weltanschauung).

b. Den wahren Geschichtenerzähler erkennt man daran, dass er das reine Sehen praktiziert, das (unter anderem, aber nicht nur) für die Husserlsche Phänomenologie charakteristisch ist.

1. Der wahre Mythenerzähler sagt nicht nur, was die Tradition (L. 95) behauptet; er drückt nicht - und schon gar nicht - sein eigenes, singuläres "subjektives Urteil" (L.95) aus; er geht sicher nicht von apriorischen Meinungen aus (L.95v); noch weniger will er mit bloßen "Theorien" (Beweisen) hausieren gehen (L. 97); wenn sein Ich (L. 97) und seine Handlungen (ebd.) eine Rolle spielen, dann ist es nur diese "Handlung", die die "reine Öffnung auf das Phänomen (= den mythischen Inhalt)" ermöglicht. (L, 98)

2. Der wahre Mythenleser ordnet den Inhalt des Mythos sehr genau in die reale Welt ein (vgl. l.27) (richtige Charakterisierung der Faktizität: L. 98v.).

Entscheidung.

Der Mythenmacher ist, wenn er real ist, ein transempirischer Phänomenologe (paranormale Gottesanbeterin).

Das ist auch der Grund, warum in mythenliebenden Kulturen nicht irgendein "Geschichten- und Wundererzähler" die Riten leiten darf, die Glück bringen (z.B. des Stammes, des Einzelnen). Er sollte schließlich mehr sein als ein Geschichtenerzähler!

Wir sagen "Glück (= Heil) bewirken", um den Begriff "Magie" (denn nur das ist echte Magie) nicht mit dem Odium (Gehässigkeit) verwenden zu müssen, das dem Gebrauch des Wortes in aufgeklärten Kulturen anhaftet (L. 98v.). - Besserer Ausdruck: "agogia" (L.3).

(B) III. *Peirastic (= Prüfung) Reduktion.*

(a) *Gegenstand*

Ad (i) Der Diagnostiker wird, nachdem er die tatsächlichen (überprüfbaren) Symptome notiert hat, bald wissen, ob sein Lemma (= vorläufige Diagnose) richtig war.

L. 111.

Ad (ii) Der Therapeut (Arzt) weiß, nachdem er seine Medikation angewandt hat, aufgrund des Ergebnisses, ob er das richtige Lemma (seine Vorstellung von “Medikation”) vor sich hatte oder nicht. Vgl. L.14 (pragmatische Wahrheit).

(b) Phänomenologisch gesehen.

1. Lesen Sie nun zunächst sorgfältig, was über das Schicksal (L. 14) und über die nicht-experimentelle Methode (L. 42) gesagt worden ist.

2. Wir nehmen in unserer biblisch-christlich geprägten Kultur den Adams-Mythos.

a. Vor allem seit dem Heiligen Paulus und seiner Darlegung der mythischen (transempirischen) Tatsache, “dass wir alle - jeder von uns, individuell (singulär) - ‘in Adam’, unserem Haupt, gesündigt haben, und zwar auf Veranlassung der ‘Schlange’ (Satan), glaubt die katholische Kirche (und sofort auch unzählige Gläubige), dass dieser Mythos:

(i) Einsicht (Information) - Licht (L.104v.) - bereitgestellt;

(ii) rituell angewandt (in Taufe, Firmung und Eucharistie (= christliche Initiation)), eine rettende Wirkung hat (agogisches Moment).

b. Vergleichen wir wiederum mit dem Xosa-Negro-Afrikaner, der sofort sieht (L.27; 109): dann ist das Phänomen (= gegebene, tatsächliche Seinsweise (L.7)) empirisch-intellektuell (L. 98v.) prüfbar (verifizierbar).

1. aber das faktische Sein (Phänomen, Gegebenes), das der Mythenerzähler beschreibt, da es die verwirrende Grundsituation des Universums und der Menschheit betrifft, ist überprüfbar (viele haben es aufrichtig geglaubt), aber nicht empirisch-intellektuell, wie es die Aufklärung (L. 36; 67; 70; 7300; 95v.; 99) an erster Stelle setzt. Und wenn sie nachprüfbar ist, dann meist in Form eines Schicksals.

2. Der magische Ritus bietet jedoch eine Art von mehr oder weniger empirisch - intellektuell überprüfbarem Test (L. 14: pragmatische Wahrheit); z.B. wenn nach einem von einem Mythos begleiteten Ritual eine der anwesenden Personen, die im und durch den Ritus bewusst “behandelt” wurde, körperlich geheilt hervorgeht. Es ist offensichtlich, dass in diesem Fall der Mythos experimentell verarbeitet wird.

L. 112.

Literaturhinweis :

1. Joseph Schelling (1775/1854) - vgl. L.67; 73 - der romantisch-idealistische Denker, schrieb einst eine *Einführung in die Philosophie der Mythologie* (veröffentlicht 1825). Darin verteidigt er nach jahrzehntelangem Studium, dass der Mythos als Mythos Wahrheit enthält (vgl. S. Jankélévitch, trad., *Schelling, Introduction à la philosophie de la mythologie*, I et II, Paris, 1945;-- I, 81ss. (Quatrième leçon)).

2. Lucien Lévy-Bruhl (1857/1939), Freund von Emile Durkheim (1858/1917), wie Lévy-Bruhl ein stark soziologischer Denker. Lévy-Bruhl ist bekannt für seine gründliche Untersuchung und Interpretation dessen, was er zunächst die “primitive Mentalität” (Geisteshaltung), später die “primitiven Denkgewohnheiten” (“habitudes mentales”) nannte. Seine letzte Aussage lautet:

“(i) Es gibt einfach keine ‘primitive Mentalität’, die sich angeblich durch zwei Merkmale von den anderen (den Modernen, den ‘Kartesianern’) unterscheidet, nämlich durch ‘Mystik’ und ‘Prälogik’.

(ii) Es gibt eine “mystische” Mentalität, die bei den “Primitiven” stärker ausgeprägt und leichter zu erkennen ist als in unseren (modernen) Gesellschaften. Aber sie ist in jedem menschlichen Geist (ob primitiv oder modern) vorhanden”.

Dies hat uns Lévy-Bruhl in seinem Werk *M. Leenhardt, préf., Les Carnets de Lévy-Bruhl*, Paris, 1949 (posthum) als seine endgültige Position hinterlassen.

Vgl. J. Cazeuve, *Lucien Lévy-Bruhl (Sa vie, son œuvre, avec un exposé de sa philosophie)*, Paris, 1963, 128.

Anmerkung: “Mystisch”, “mystisch” bedeutet hier in dieser Sprache so viel wie “transempirisch” (L.98v.).

In seinem Werk *La mentalité primitive*, Paris, 1922, sagt Lévy-Bruhl: “(...) Wir versuchen (...), unseren eigenen Denkgewohnheiten zu misstrauen; wir versuchen vielmehr, die Denkgewohnheiten der Primitiven durch die Analyse ihrer kollektiven Ideen und der Verbindungen zwischen ihnen zu entdecken. (...).

Indem wir die intellektuelle Tätigkeit der Primitiven nicht von einem Standpunkt aus betrachten, der ihnen nicht entspricht (...), können wir hoffen, sie in unserer Beschreibung und Analyse nicht zu verzerren”.

L. 113.

3.-- "**Formale Logik**" als **vergleichende Ordnung**

Die Theorie des Denkens, wie sie von Aristoteles von Stageira (-384/-322) begründet wurde, wird gewöhnlich als "formale" Logik bezeichnet. Vgl. L.25 (förmliche oder formelle Einweisung). In der Tat dreht sich die "klassische" ("traditionelle") Logik um die Form (das, was die alten Griechen "morphe", (lat.: forma) nannten). Es stellt sich die Frage, was genau diese Form ist. Denn in diesem Bereich gibt es Missverständnisse.

1. Die Scholastiker (800/1450) sprachen (L.30) von der Ausrichtung unserer Aufmerksamkeit (des Bewusstseins) auf etwas ('Sein'). Diese Orientierung wurde von Franz Brentano (Österreichische Schule) als intentionale Struktur unseres Bewusstseins neu untersucht: Die Scholastiker unterschieden eine intentio prima und eine intentio secunda.

a. **Erste Orientierung**" wurde die Tatsache genannt, dass wir in unserem täglichen Leben einfach mit Dingen und Prozessen umgehen, ohne nachzudenken (Reflexion), ohne auf das zurückzukommen, was wir tun und denken. Präreflektierend. - So betrachte ich das Bild dort. Und bei dem Filmstar darin.

b. **Zweite Orientierung**" nennt man die Tatsache, dass wir, sobald wir z. B. das Foto mit der Diva darauf betrachten, merken, dass wir schauen und aufhören, über die Tatsache nachzudenken, dass wir schauen (und nicht mehr über das Foto der Diva). Reflektierend. Ich kehre in einer Schleife zu meinem eigenen Akt (der Suche) zurück. Nachdenken. Dann kommt das Foto (und mit ihm der Stern), wie ich es sehe, zum Vorschein.

Die formale oder formale Logik befasst sich in erster Linie mit den intentiones secundae, den zweiten Orientierungen unseres Bewusstseins. Dort manifestieren sich Ideen (Vorstellungen), Urteile und Überlegungen.

2. **G. FR. W. Hegel** (1770/1831), der Dialektiker (L.113), vertrat u.a. die Ansicht, dass alles Leben Begehren ist. Dieses Begehren war also eine Ausrichtung auf ein Objekt, das ein bestimmtes Bedürfnis befriedigt.

a. Ein erstes Verlangen (Orientierung) wäre dann z. B., einen schönen roten Apfel zu sehen und ihn essen zu wollen ("craving"). In diesem Fall wünsche ich mir den Apfel selbst als physische (grobe) Realität. - Stellen Sie sich eine papierliebende Maus vor, die das Foto frisst (anstatt es anzuschauen).

L. 114.

Darüber hinaus ist Hegel so sehr davon überzeugt, dass das Leben für den Menschen Begehren ist, dass er es “Begehren um des Begehrens willen” nennt: Jeder Mensch will von seinem Mitmenschen begehrt werden, d.h. eine begehrende Person sein (nicht nur eine begehrende Sache). Hierauf beruht bei Hegel das intersubjektive und soziale Moment des Lebens. Vgl. L.. 106 (Gespräch, Zusammenleben).

b.1. Eine zweite Sehnsucht (Orientierung) besteht darin, dass ich denselben schönen Apfel auch auf andere Weise “begehren” kann: Ich schaue ihn an, einfach weil er schön ist. Ohne sie in ihrem saftigen Fleisch zu verschlingen: Die Form, sofern sie (ästhetisch) schön ist (L.56), ist in dieser Begehrlichkeit das Objekt, nicht mehr die Materie. Es ist immer noch der Apfel, aber nur in seiner Schönheit, dass ich mich auf ihn konzentriere.

b.2. Ein zweites Begehren (Orientierung), aber wiederum mit einem anderen Ton, liegt darin, dass ich als Biologe z.B. denselben Apfel betrachte, aber ebenfalls ohne ihn materiell zu begehren, sondern in seiner Form, nur weil es ein Apfel ist (und keine andere Frucht z.B.). Ohne es zu essen, bedeutet es für mich einen Wert (L.16), aber dann einen Wissenswert. Es geht ihm um die Form, insofern sie (kognitiv) ihre eigene Seinsweise darstellt (L.7). Form” bedeutet hier “das, wodurch sich etwas vom Rest unterscheidet (Komplement).

Es ist diese zweite Form, die Gegenstand der Philosophie des Wissens und der Wahrheit ist, die die traditionelle Logik zu einer “formalen” Logik macht.

3. A. Cournot (1801/1877), *Traité de l' enchaînement des idées dans les sciences et dans l'histoire*, I, 1911-2, 1/2, sagt, dass der Mensch, insofern er eine Ordnung sucht (‘begehrt’), eine Form sucht.

Nun, die Form (das eigene tatsächliche Sein) der Phänomene (Daten) wird in der Idee (Konzept) zur Information (Form des Wissens). Oder auch: Die Form der Wirklichkeit kommt in der Idee zum (vollen) Bewusstsein.

So kommt beispielsweise die Form, die der Materie des Apfels innewohnt, im Begriff “Apfel” ins Bewusstsein (und wird zu einer Information, einer Form von Wissen). Sehen Sie sich den Sockel der antiken Logik an.

4. G. Jacoby, *Die Ansprüche der Logistiker auf die Logik und ihre Geschichtsschreibung*, Stuttgart, 1962, 106/118, erklärt, warum und wie die aristotelische (= traditionelle) Logik “formal” genannt wird.

L. 115.

(1) “‘Forma’ (= Form), in der (...) für die Fachsprache der Logik relevanten Bedeutung, geht auf Marcus Tullius Cicero (-106/-43), den herausragenden römischen Rhetoriker und Politiker, zurück. Cicero nämlich übersetzt (das platonische) ‘eidos’ (L.101), Idee, verstanden als eine allgemeine Vorstellung (Begriff), (...), mit dem Begriff ‘forma’, wenn es sich um logische Dinge handelt”. (o.c.,106).

Die andere gängige lateinische Übersetzung für das gleiche “eidos” war “Art” (man denke an das Wort “speci.fic”).

“Das so verstandene ‘forma’ von Cicero wurde im Laufe der Zeit

(i) Marcus Fabius Quintilianus (+35/+96), der große römische Redner (Lyriker; L.1),

(ii) sowie über den größten Kirchenvater des Abendlandes, den heiligen Aurelius Augustinus (+354/+430), der für seine unruhige Jugend bekannt war, in der westlichen Logik”. (ebd.). Vgl. L. 21 (S. Augustinus als Harmologe).

(2) G. Jacoby, der sich mit dem Adjektiv ‘formalis’ (= formal; formell) beschäftigt, sagt: “‘Formal’ nennt man die Logik, zumindest seit dem XIII. (ebd.).

Als Adjektiv scheint Anicius Severinus Boëthius (+480/+525), der Minister von Theoderich, dem Fürsten der Ostgoten (ebd.), der Importeur zu sein.

Anmerkung: Inwieweit die allgemeine Idee (= forma) schon beim Begründer der Logik, Aristoteles, entscheidend war, geht aus dem hervor, was G. Jacoby, o. c., 107f.

“Es ist eine zweite forma - Idee im Umlauf: Aristoteles nennt die ‘Formen’ des Syllogismus (L. 26; 32; 43 (unten)) ‘s.chèmata’ (= Schemata). Die in diesem Schema enthaltenen Ideen nennt er “hulè” (lat.: materia, Substanz (= Materie)), d.h. Rohmaterial.

S.chèma” = Schema) kommt von “echein” (strukturieren). Schèma’ ist also die Struktur (L.41), das Modell (verstanden als ein regulierendes oder allgemeines Modell) (L.26), die Form, der Stempel (...), dessen, was durch das ‘Schema’ (Form des Denkens und der Vernunft) erarbeitet wurde. (...).

Die syllogistischen Formen (im Lateinischen auch ‘Figuren’ genannt) ordnen (...) die auftretenden Ideen inhaltlich, d.h. nach ihren Identitätsbeziehungen (L. 35v.), d.h.:

(i) nach “Gattung” (= Universalsammlung) und “Art” (= Teil- oder Privatsammlung),

(ii) nach ‘allen’ und ‘nicht-allen’ (= einigen) (L. 65)”. Dazu weiter.

L. 116.

(3) A.N. Whitehead (1861/1947), mit B. Russell (L.36), dem Autor der *Principia Mathematica* (1910/1913), dem grundlegenden Werk über formalisierte oder ‘formale’ Logik (= Logiken), skizziert in seiner Mathematik (Basis des exakten Denkens), Utr./Antw., 1965, 11v., in drei Zeiten, wie die ‘forma’ oder abstrakt-allgemeine Idee in der Mathematik - allmählich - als Hauptidee durchdrang.

Sagt Whitehead:

a. Die Mathematik als Wissenschaft begann, als jemand - wahrscheinlich zum ersten Mal ein (alter) Grieche - versuchte, Theoreme zu beweisen

(i) über alle Dinge (L.7: tatsächliche Modi) und

(ii) über nicht alle (= einige) Dinge (L.65), ohne Angabe (Erklärung) über bestimmte einzelne (= singuläre) Dinge.

Solche Sätze wurden zuerst von den Griechen (L.43: Eukleides von Alexandria) für die Geometrie aufgestellt (hier: postuliert und ausgearbeitet), so dass die Geometrie (L.40: axiomatisch-deduktiv) die griechische mathematische Wissenschaft schlechthin war (L.48;-- Descartes:51).

b. Nach dem Aufkommen der Geometrie dauerte es Jahrhunderte (insbesondere François Viète (Viëta; 1540/1603, der anstelle der früheren Zahlenarithmetik (“logistica numerosa”) die Buchstabenarithmetik (“logistica speciosa” (d.h. Arithmetik mit “Arten” (L.115) oder allgemeinen Ideen) einführte), bevor die Algebra (von Vieta als “Buchstabenarithmetik” bezeichnet) wirklich effektiv eingeführt wurde - trotz einiger schwacher Versuche der späteren griechischen Mathematiker.

Die Begriffe “alle” und “nicht alle” (einige) wurden in der Algebra durch die Verwendung von Buchstaben anstelle der unveränderlichen Zahlen der Arithmetik (= numerische Arithmetik) eingeführt.

Vgl. O. Willmann, *Gesch. d. Id.*, III (Der Idealismus der Neuzeit), Braunschweig, 1907-2, 46/69 (Einfluss des Pythagoreismus auf Mathematik und Astronomie), für Einzelheiten.

Anstatt zu sagen: “ $2 + 3 = 3 + 2$ ”, verallgemeinern wir in der Algebra und sagen: “Für alle Zahlen x und y gilt: $x + y = y + x$ ”.

Anstatt zu sagen “ $3 > 2$ (Größer-als-Beziehung)”, kann man auch verallgemeinern und sagen “für alle Zahlen x gibt es einige Zahlen y , so dass “ $y > x$ (Größer-als-Beziehung)”.

L. 117.

Anmerkung -- Wir können Whiteheads Ausführungen durch das folgende Schema verdeutlichen (ausgearbeitet in Anlehnung an O. Willmanns Ausführungen) (L.115: figura, Gestalt (L.25)).

Idee (Form):	Formel speciosa	Numerus clausus
entweder universell	entweder universell	Einzigartig
entweder privat	entweder privat	
. + . = . (Summe)	$x + y = z$	z. B. $20 + 5 = 25$
nicht betriebsbereit	Betrieb	Betrieb

Vergleiche mit L.65 (alles (gut) -- nicht alles (gut) -- alles (nicht)).

Wie O. Willmann, o.c., 49, bemerkt:

(i) Formel das Diminutiv für forma;

(ii) unsere "Formel" (das Wörterbuchwort) ist nur, richtig verstanden, die auf eine Verkleinerungsaufgabe reduzierte Form.

Außerdem ist die "formula speciosa" eine "ideale Formel" und die "formula numerosa" eine "numerische Formel".

Wir beziehen uns auf die allgemeine Idee "operational" (L.24) "wenn acd, dann csq" -- was hier zu: "Wenn das Forma (universelle Idee) wörtlich ist, dann ist das Forma operational (im mathematischen Sinne)" wird.

Anmerkung -- O. Willmann, o.c.,50, stellt fest, dass z.B. R. Descartes (L.43vv. (36)) und Pierre Fermat (1601/1665), der sowohl die Prinzipien der Infinitesimalrechnung als auch die Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung (in seiner Korrespondenz mit Blaise Pascal (1623/1662)) begründete, begründeten eine Art der Anwendung (appl. mod.) sowohl der Literalrechnung als auch der Funktionentheorie, d.h. der analytischen Geometrie, gleichzeitig.

Man denke daran, dass man die Idee "Kreis" (L. 23 (kuklos); 103 (platonisch)), mittels der "Formel" (semiotische Idee oder Zeichenform) " $x^2 + y^2 = r^2$ " "ausdrücken" kann.

Anmerkung: A. Warusfel, *Les mathématiques modernes*, Paris, 1969, 5, sagt, dass seit Carl Fr. Gauß (1777/1855) alle großen Mathematiker darauf bedacht waren, die Zahlen durch Ideen (natürlich durch Buchstaben) zu ersetzen.

c. Whitehead fährt fort: "Erst in den letzten (...) Jahren wurde erkannt, wie sehr die Ideen von 'allem' und 'nicht allem' (einige von ihnen) zu den Grundlagen der Mathematik gehören.

L. 118.

Dadurch wurden immer mehr Themen für die mathematische Forschung zugänglich gemacht. So viel zu A.N. Whitehead.

a. Zu diesem letzten Punkt vgl. L. 26; 74; 88; G. Cantors Begriff der Sammlung, der zum Teil zu den Grundlagen der “neuen” Mathematik gehört.

b. Man lese z.B. das Vorwort von *M. Barbut, Mathématiques des sciences humaines*, I et II, Paris, 1967/1970. Steller, Paul Fraisse, Professor an der Sorbonne, spricht über den Dialog zwischen der Mathematik und den Geisteswissenschaften.

1. Er drückt klar aus, was auf dem Spiel steht: “Die Forschung in den Wissenschaften - ob sie nun die Geisteswissenschaften betrifft oder nicht - vollführt ständig eine Pendelbewegung - “dans un mouvement dialectique” (“in einer dialektischen Bewegung”; L.82v.) - von den ‘Tatsachen’ zu ihrer Artikulation und von ihrer Artikulation zu den ‘Tatsachen’ (L.77v.), aber so, dass der Abstand (L.55) zwischen formalisiertem Wissen und der Fülle der Tatsachen so klein wie möglich gemacht wird”.

2. Aber hören Sie, was der Autor hinzufügt: “Die Notwendigkeit, eine neue grundlegende mathematische Sprache auch für die Humanwissenschaften (Alpha-Wissenschaften) zu schaffen, ist die eines Instruments (‘un outil’). Die mathematische Formalisierung entlastet nicht von der Kenntnis der Tatsachen: sie dient lediglich dazu, sie besser zu umreißen und zu präzisieren (L.51; 91: Lévi-Strauss)”.

Hinweis

Manchmal wird der Dreisatz ins Lächerliche gezogen. Und das zu Recht! Man schaue sich nur einen Moment lang seine Struktur an (L.41; 115).

(i) Ausgehend von der Form (Universalverz.; z.B. 100/100, 5/5, usw.),

(ii) das Element passieren (Moment: z. B. 1/100, 1/5 usw.),

(iii) um entweder das Element oder insbesondere die Teilform (Teilmenge oder Privatform; z. B. 5/100, 2/5 usw.) zu berechnen.

Millionen von Menschen, vom Typus der Allmende (L.6), retten sich aus ihrer “mathematischen” Notlage durch eine vollständige Struktur!

Man geht über das hinaus, was L.65 (Grundform) sagt, und erkennt diese Grundform sogar in etwas so Einfachem wie dem Dreisatz: “Von allen (100/100 ist nur eine Form, ‘alle’ zu sagen!), über nur einen zu nicht allen (einigen)”.

L. 119.

4. -- Die idiographische Theorie des Denkens.

Der Sockel der traditionellen Logik ist die Idee (Begriff, Vorstellung).

Es gibt eine Vielzahl von Definitionen des Begriffs, die jeweils einen oder mehrere Aspekte des Begriffs hervorheben.

a. Z.B. *Ch. Lahr, Logik*, 491: “Die Idee (...) ist die reine geistige Vorstellung eines Gegenstandes”. Man kann sehen, dass Pater Lahr einen eher psychologischen Ansatz verfolgt: “Repräsentation” ist ein psychologischer Begriff.

b. *M. Müller/A. Halder, Herders kleines philosophisches Wörterbuch*, Freiburg i.Br., 1959, 27f., sagt: “Darstellung eines Gegenstandes in seiner Allgemeinheit”. Mit anderen Worten: Wo Lahr die Frage offen lässt, ob die Idee immer das Allgemeine (L.100vv.: ideative fen.) im Objekt repräsentiert, setzt Herders Wörterbuch das Allgemeine unmittelbar in die Definition selbst.

c. Im gleichen Wörterbuch heißt es jedoch auf der nächsten Seite, dass die Romantik (L. 67; 73; 112) den Begriff neu definiert. Das “Wesen” (L.7: eigentliches Sein) von etwas - z.B. einer Person oder eines Körpers, eines Werkes, eines historischen Ereignisses oder einer Periode - liegt genau... in:

- (i) die Einzahl - (das einmalige, das einmalig vorkommende),
- (ii) zusammen mit (L.36: coll. Str.)
- (iii) das Konkrete, d.h. die Verschmelzung mit dem Rest (L.7: Ergänzung; 66).

Die (romantische) Idee von etwas besteht also in der Darstellung des Singular-Konkreten eines Objekts.

Entscheidung

(a) neben der traditionellen Idee (der allgemein-abstrakten “Form” (L.113/118)), Gegenstand der formalen oder formalen Logik,

(b) Die Romantik akzeptiert die singulär-konkrete Form, repräsentiert in der ebenso singulär-konkreten Idee (Repräsentation), Gegenstand der idiographischen (= konkreten) Logik. Vgl. L.100: Deskriptive Phänomenologie.

Hinweis

Nun sollte man nicht denken, dass die (vor allem deutsche) Romantik die einzige Entdeckerin des singulären Konkreten ist. - Der Eigenname ist seit Jahrhunderten der Fachbegriff, mit dem das Singular-Konkrete eines Phänomens (Objekt, Daten) ausgedrückt wird. Er wird grammatikalisch dem Gattungsnamen (= abstraktes allgemeines Wesen) gegenübergestellt.

Doch damit nicht genug: Auch philosophisch hat man versucht, die singulär-konkreten Objekte genau zu verorten (Ordnungstheorem).

(a) Aristoteles von Stageira (-384/-322).

1. “Das Ding - ‘ousia’ (etwas, eigentliches Sein (L.7))- ist nicht das Allgemeine, sondern immer etwas Konkretes - ‘sunolon ti’ (etwas, das in sich selbst als Ganzes existiert). Sie besteht aus einer einzigen Form und einem einzigen Gegenstand”. (O. Willmann, *Gesch. d. Id., I (Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus)*, Braunschweig, 1907-2, 568).

(2) “Der Inhalt der Definition, der das Allgemeine (das “catholou”) widerspiegelt, ist für Aristoteles nichts anderes als etwas, das von den singulären Daten (“epi ton hekasta”) ausgeschlossen ist” (ebd.).

3) “Wie das faktisch Existierende, so läuft auch das Wissen (...) bei Aristoteles in zwei Punkte.

Manchmal ist die Kenntnis des Konkreten das Ziel, manchmal ist die Kenntnis des Abstrakten das Ziel”. (o.c., 560).

Man sieht, dass selbst in diesem alten Griechen die romantische Dualität deutlich präsent ist. Aber natürlich mit einer deutlichen Betonung des Allgemeinen.

(b) Die Conimbricenses (Schule von Coimbra (Portugal)),

Eine Philosophie der Jesuiten, die neben der Scholastik auch direkt die antike griechische Philosophie studiert haben, definieren in ihrem *in universam dialecticam aristotelis*, Coimbra, 1606, den Singular als “das, dessen Merkmale (l.25; 38 (coll. str.), alle zusammengekommen (L.26), nichts anderes angeben können” (Id, cuius omnes simul (alle zusammen) proprietates alteri (etwas anderes) convenire non possunt).

Sie beschreiben diese Definition mit einem Distichon (zweizeiliger Vers): “forma, -- figura, locus, stirps, nomen, patria, tempus, unum perpetua reddere lege solent.

(Übersetzt: die Form, also die materielle Erscheinung, der Ort, die Herkunft, der (Eigen-)Name, das Vaterland, die Zeit, spiegeln in der Regel immer wieder den Singular (‘unum’) wider).

Logisch ausgedrückt: “Wenn alle diese Erkenntnisse zusammen sind, dann ist die Einzahl (die diese Erkenntnisse sind)”.

Mit anderen Worten, wie die Scholastiker sagen: “Individuum ineffabile” (Die Einzahl ist ununterscheidbar). Aber man kann es buchstäblich “beschreiben”, auf dem Umweg über die notwendigen und hinreichenden Merkmale, die einzeln unzureichend, aber gemeinsam hinreichend sind, um das Singuläre als Singuläres zu charakterisieren und zu verorten

L. 121,

Thomas von Aquin (1225/1274), die Spitzenfigur der Scholastik, behauptet zwar, dass die Ansammlung solcher Merkmale (“huiusmodi formis aggregatis”) nicht ausreicht, um das Singuläre zu charakterisieren. Aber er versteht sie offenbar abstrakt - allgemein -, während sie singulär - konkret - zu verstehen sind (In IV Sent., 1. II, dist.3, q.3, a.3c).

Anwendungsmodell.

Nehmen wir Roxana, eine der persischen Ehefrauen von Alexander III. dem Großen.

1. Form (alg. - abstr. Idee): eine Frau.

2a. Abbildung (Ansicht) schön;

2b. Ort: Baktrianè (ein Gebiet, das teilweise das heutige Turkestan, den Iran und (den Norden) Afghanistans umfassen würde);

Abstammung: Tochter von Oxuartès, dem Satrapen des persischen Herrschers (Baktrianè war Teil des persischen Reiches);

2d. (Eigen-)Name Roxana;

2. Heimatland (Region der Geburt): Baktrianè;

2f. Zeit -327: Heirat als persische Prinzessin mit Alexander III., dem Großen (-356/-323); -319: Abreise nach Epeiros (Epirus), zu Alexanders Mutter Olumpias; -316: Gefangennahme durch Kas(s)andros, König von Makedonien (Makedonia) (-354/-297); -310: Ermordung durch denselben Herrscher.

Man sieht, dass alle Merkmale singuläre Merkmale sind, die zusammen das einzigartige Individuum dieser berühmten Frau charakterisieren (schön, Frau, etc.) oder verorten (Baktrianè, Tochter von Oxuartes, verheiratet mit Alexander, etc.). Dies, obwohl sie die zahllosen Merkmale des singulären Individuums nie ausschöpfen (Ununterscheidbarkeit des Singulars).

Anwendungsmodell.

Nehmen wir *Philippe de Dieuleveult*, den Schatzsucher aus *La chasse aux trésors* der französischsprachigen Fernsehsender. In Kamerun muss er zum Beispiel den Dorfschmied suchen. Der Dorfschmied ist etwas ganz Besonderes. Nach dem Ausstieg aus dem Hubschrauber fragt er eine Gruppe schwarzafrikanischer Frauen, die auf den Feldern arbeiten, ob sie ihn kennen und wo er ist. Sie zeigen z. B. in Richtung des Dorfes. Dies ist ein erster Kentrek (L.26: k = kentrek).

Die Reihe (L. 46 (Descartes)) von Wissensmerkmalen, die ihm die folgenden Gesprächspartner mit auf den Weg geben, haben eine Struktur.

L. 122.

Philippe de Dieuleveult (1951/1985, französischer Journalist, in Zaire verschwunden) erlebt trotz der unterschiedlichen Zeichen (= Merkmale), die es geben mag, eine zunehmende Konvergenz der Merkmale, bis er schließlich in der prallen Sonne des Schwarzen Festlandes den Dorfschmied vor seinem Miniatur-Hochofen bei der Arbeit sieht... Nur zweihundert Meter außerhalb des Dorfes, mitten in der Wildnis!

(i) Sein "Lemma" (L 6, 41) war von Paris aus weitergegeben worden:

1. ein Dorfschmied,
2. irgendwo in der Nähe von X, einem ihm unbekannten Dorfnamen,
3. irgendwo auf der Landkarte in der Nähe der Hauptstadt von Kamerun, Yaoundé.

Das Lemma war nicht mehr als diese Drei-Elemente-Folge (L 46. Kartesische "Sammlung")!

(ii) Seine "Analyse" (L.6; 41) bestand aus:

(a) an sich notwendig (= singulär, separat), aber unzureichend an Informationen (= informations: L.114 (unten)), die gegebenenfalls abweichend sein können (abweichend);

(b) kollektiv (= kollektiv; L.22 (summativ ind.), d.h. als 'Gestalt' (Form: l.25) konvergent, zu einer identischen, singulären, gegebenen) und unmittelbar ausreichenden Information (= Informationen).

Literaturhinweis :

-- O. Willmann, *Gesch. d. Id.*, III, 112ff. (*Der Aristotelismus der Renaissance: die Patres des Kollegiums von Coïmbra*);

-- H. Pinard de la Boullaye, S. J., *L'étude comparée des religions*, II (*Ses méthodes*), Paris, 1929-3, 509/554 (*La démonstration par convergence d'indices probables*), insb. 511/516 (Nature du 'singulier'); 517/521 (*La preuve par convergence dans la vie courante*).

Teilideen/ Gesamtidee.

Man lese nun, L.120, das Distichon zur Singularität: die aufgezählten 'indicia' (Indizien) sind ja nur Teil- oder Unterideen der Gesamtidee, die die Eigenschaften des Singulärs ausmacht (L.37v.: Teil/Ganzes).

(c) **Die "Badische Schule"** (Heidelberger Tradition) beschäftigte sich ebenfalls mit dem Problem des Singulärs, allerdings "axiologisch" (Wertphilosophie; L.16) und historiographisch (historisch).

L. 123.

Das Gegensatzpaar (systechie: L.53; 55; 88; 98) “idiographisch/nomothetisch” interessiert uns hier.

1. Analog zu Wilhelm Dilthey (1833/1911), der das ‘Verstehen’ als typisch geisteswissenschaftlich einführte (in Bezug auf das, was er unter ‘Naturwissenschaften’ verstand), -- wobei ‘Verstehensmethode’ “das Erfassen der Gesamtstruktur (L.41: Struktur) des Menschen als Phänomen (L.94v.), aber in seiner immer wieder anderen, individuellen (= singulären) Form (L.119: singuläre Form)” bedeutet;

2. Wilhelm Windelband, der Führer der Neukantianischen -Badischen Schule, -- er lebte von 1848 bis 1915 -- führte in die empirischen oder Erfahrungswissenschaften (L.80: Typus der Aufklärung) die Unterscheidung zwischen “Naturwissenschaften” = nomothetischen Wissenschaften und historischen Wissenschaften = “idiographischen Wissenschaften” ein.

a. Nomothetisch” bedeutet “das, was Gesetze festlegt (universelle Eigenschaften - L. 115v.)”;

b. idiographisch” bedeutet “das, was einzelne Formen beschreibt” (L.119v.).

So finden wir die Dualität, die O. Willmann bei Aristoteles zu entdecken glaubte (L.120: “zwei Türme”), hier in einer neuen Form. Wir verweisen auf die Vorlesung “*Geschichte und Naturwissenschaft*” von Windelband (1894).

3. *Heinrich Rickert* (1863/1936),

ebenfalls von der Badener Schule, wiederholt in seiner *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft* (1899) die Unterscheidung von Windelband und Dilthey in Bezug auf die Geschichtswissenschaft, die er als Kulturwissenschaft eine Wissenschaft des Singulären nennt. Dies im Gegensatz zur Naturwissenschaft, die “immer das Allgemeine im Auge hat”. Als typische philosophische Aufgabe nennt Rickert die Logik, die sich seiner Meinung nach in zwei Typen unterteilt:

(i) **die** traditionelle Logik, die die Untersuchung des Allgemeinen ermöglicht (L. 114/118), und

(ii) eine “neue” Logik, die das Studio des Singulars ermöglicht (L.119vv).

Das ist genau das, was wir hier auf den letzten Seiten zu tun versuchen.

Literaturhinweis : *Geoffrey Barraclough, Wissenschaftliche Methode und die Arbeit des Historikers*, in: *Seine Logik, Methodologie und Philosophie der Wissenschaft*, in: *Proceedings of the 1960 International Congress*, Stanford-University Press, 1962.

L. 124.

Entscheidung.

Nimmt man die "Idiographie" der Badischen Schule ernst, so ist die Einführung des Sinns der Einzahl sowohl in der Logik als auch in der Erfahrungswissenschaft erforderlich. Gleichzeitig wird die Einführung von Methoden und Strukturen zu diesem Zweck vorangetrieben.

Es scheint uns, dass die Jesuiten von Coimbra für die romantische Ideentheorie (L.119) die Idee als methodisch nützlich geliefert haben. Obwohl es natürlich noch verfeinert werden kann, dient es weiterhin als Lemma.

(d) Georges Canguilhem (1904/1995)

Er ist einer der wichtigsten Epistemologen (= Wissenschaftsphilosophen) Frankreichs. Er tritt in die Fußstapfen von G. Bachelard (L.86f.), der der Wissenschaftsgeschichte einen philosophischen Vorrang einräumen wollte. Er kann mit M. Foucault als Epistemologe (L.42; 44/47) verglichen werden, auch als Wissenschaftshistoriker.

Literaturhinweis :

Francois Guéry, L'épistémologie (Une théorie des sciences), in: A. Noiray, Dir., La philosophie (Dictionnaire), 3 t., Paris, 1972, t.1, 156/163 (De la philosophie à la médecine, de la médecine à l'épistémologie: Georges Canguilhem).

Aus Canguilhems Buch *Etudes d'histoire et de philosophie des sciences*, Paris, 1975-3, 389 s., zitieren wir einen idiographischen Text, der schwarz auf weiß beweist, dass die romantische Begriffslehre "Sinn macht".

a. Ärzte - so wörtlich Canguilhem - haben immer experimentiert, in dem Sinne, dass sie immer eine Information erwartet haben, die sich in ihrem Verhalten niederschlug, wenn sie etwas (Neues) einführten. In der Regel muss der Arzt in einem Notfall oder dringenden Fall entscheiden. Er hat es immer mit Einzelpersonen zu tun (l.119 Singular-Konkret-Form)

b. Nun, sowohl die Dringlichkeit als auch die Einzigartigkeit der Gegenstände der Medizin eignen sich schlecht für ein Wissen vom Typ "more geometrico". (Anmerkung: Dieser Begriff ist eine Anspielung auf den Cartesianer *Baruch (Benedict) de Spinoza* (1632/1677), der eine philosophische Moralthorie, *Ethica, more geometrico demonstrata* (erst nach seinem Tod veröffentlicht), im Stil der euklidischen Geometrie (L.51 (Mathematik als leitendes Prinzip); 80 (Intellektualismus)) ausarbeitete(...).

L. 125.

c. "Jeden Tag führt der Arzt therapeutische (heilende oder zumindest so beabsichtigte) Operationen an seinen Kranken durch" (Cl. Bernard (1813/ 1878), französischer Erkenntnistheoretiker) (...)

1. Aber - wie Claude Bernard oder jeder andere - kann man nicht im Voraus sagen, wo die Grenze (L. 60/66) zwischen dem Schädlichen, dem Neutralen oder dem Nützlichen liegt, oder diese Grenze kann von einem (einzelnen) Kranken zum anderen variieren. Ebenso ist es die Pflicht eines jeden Arztes, ausdrücklich zu erklären und anderen verständlich zu machen, dass man in der Medizin nur unter einer Bedingung experimentiert, d.h. dass man sich kümmert, nämlich während man zittert.

2. Mehr noch: Eine Medizin, die sich damit befasst, den Sinn für das Singuläre (L.124) im lebenden Menschen, der der Patient ist, zu entwickeln, kann nur eine experimentelle Medizin sein. Ohne Experimente ist keine Diagnose, keine Aussicht ('Pronostik') in der Behandlung von Kranken möglich". (o.c., 389).

d. Ohne "Paradoxien" (schockierende Aussagen) aussprechen zu wollen: eine Medizin, die sich ausschließlich auf Krankheiten - entweder auf nosologische (L.107) oder auf pathologische (ebd.) Daten - konzentrieren würde, könnte während längerer oder kürzerer Perioden des "Klassizismus" (*Anm.* -- "Klassizismus" steht hier für "Intellektualismus" (L.124; -- 51; 80)) durchaus eine theorierte, axiomatisierte Medizin sein. Das a-priori" (L.95; 110) passt zum Namenlosen (*Anmerkung* -- 'Namenlos' = nichtsingulär).

e. Canguilhems Entscheidung: Sie ist nicht legitim - und im Übrigen absurd (sinnlos) - zugleich:

(i) die Behauptung, dass man sich beim Kranken um die Pflege der Einzigartigkeit kümmert und

(ii) das sentimentale Anathema ("Verurteilung") gegen jegliches experimentelles (d.h. primär experimentelles) Verhalten in vagen philosophèmes zu verteidigen, das so typisch für die sogenannte "humanistische" oder "personalistische" Medizin ist.

Die "humanistische" (den Menschen betonende) und "personalistische" (den Menschen als freie Person betonende) Medizin geht in der Regel auch von der Einzigartigkeit des Patienten aus: "Der Arzt beschäftigt sich mit kranken Menschen, nicht mit Krankheiten".

L. 126.

5. -- **Die Idee der 'verstehenden' Gesamtschulen.**

Der Begründer ist *Wilhelm Dilthey* (1833/1911: L.123) mit *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883); *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* (1894).

1. das eigene Objekt: sind die Ausdrucksformen (Projektionen) des Seelenlebens.

a. Im Vordergrund stehen für Dilthey und die "Geisteswissenschaftler" (Anhänger der "geisteswissenschaftlichen (= verstehenden) Methode")

1. das Verhalten

2. Die Geschichte,

3. Die Teilaspekte des Verhaltens und der Geschichte, wie zum Beispiel die Sprache,

Recht, Wirtschaft, Bildung, Kunst, etc. Grund: diese

Phänomene sind Manifestationen des menschlichen Geistes.

b. Hintergrund oder Tiefe - Objekt ist

1. Leben (im romantischen (L.67; 73; 112; 119 Sinn).

2. insbesondere das Seelenleben (daher ist die Psychologie so

zentral), die dem menschlichen Geist innewohnt. Leben, Seelenleben,

Der menschliche Geist drückt sich selbst aus ("projiziert" oder "objektiviert"

sich) in

die vorgenannten Vordergrundphänomene.

Auszug (Exkurs).

Die deutsche Romantik setzte ab 1797 ein, zuerst in Berlin, dann in Jena; die vier führenden Persönlichkeiten waren:

(i) **August Wilhelm von Schlegel** (1767/1845; Studium der Theologie und Literatur; Hausunterricht; Professur in Jena).

(ii) **Friedrich von Schlegel** (1772/1829), Bruder des vorigen; Studium der Naturwissenschaften und der Philologie), Autor des wahrhaft romantisch-philosophischen Hauptwerks *Philosophie des Lebens*.

Man sollte nicht vergessen, dass der Vers aus *Goethes Faust* "grau, mein freund, ist alle theorie, grün des lebens goldner baum" die Stimmung der Romantik ausdrückt;-- Hegel lernt u.a. von Fr. v. Schlegel die Idee der "(kultur-)historischen Entwicklung";

(iii) **Ludwig Tieck** (1773/1853. Studium der Geschichte und Literatur; Reisen in Westeuropa), der Entdecker des "Geheimnisvollen, dämonischen Lebens der Natur" (L. 56/57; 57/59; 74/75); großer Einfluss auf die russische Literatur und auf den Okkultismus in Europa;

(iv) **Freiherr Friedrich von Hardenberg** (1772/1801) Dichtername 'Novalis'; äußerst sorgfältige Erziehung aufgrund seiner gebildeten Mutter; Studium der Rechtswissenschaften und des Ingenieurwesens), der Dichter von *Hymnen an die nacht* und Autor von *Heinrich von Ofterdingen* (unvollendeter Roman).

L. 127.

Sie gaben eine literaturkritische Zeitschrift *Das athenaeum* (1798/1800) heraus. Der Name "Romantik" wurde nach den von L. Tieck 1800 veröffentlichten *Romantischen Dichtungen* vergeben.

c. Objektstruktur.

Dies hat zwei Gründe:

(i) das singuläre Leben (ich, du - wir,-- die Gruppen, Kulturen (denn es gibt neben Individuen z.B. auch die singuläre Gruppe),-- z.B. die vier oben erwähnten Romantiker; mit anderen Worten, der Singular kann kollektiv sein);

(ii) die Gesamtheit, in der sich das singuläre Leben immer befindet:

a. Diese Totalität ist zunächst die des Singulars selbst (L. 33; 82: interner Vergleich);

b. sie ist außerdem die der Konkretheit (Verschmelzung; L.119: komplementäre Totalität; Situiertheit), die dem Singular innewohnt: Ich, du,-- wir,-- wir sind eingebettet in

(a) kulturelle Totalitäten wie Moral und Recht, Wirtschaft und Politik, Bildung und Medien, Kunst und Wissenschaft usw;

(b) kulturelle Rahmenbedingungen wie die Gesellschaft, der Staat, die Kirche usw. (L.33: externer Vergleich).

Es ist daher nicht verwunderlich, dass es eine umfassende Psychologie gibt (M. Scheler (L.106vv.), deren Phänomenologie bereits die Grundzüge einer verständlichen Psychologie aufweist; *E. Spranger* (1882/1963), mit seiner *Strukturalen Psychologie*; etc.), eine verständliche Psychopathologie und Psychiatrie (*Karl Jaspers* (1883/ 1969), mit seiner *Allgemeinen Psychopathologie* (1913)), eine verständliche Soziologie (*Max Weber* (1864/1920), mit z.B. *Wirtschaft und Gesellschaft* (*Grundriss der verstehenden Soziologie* (1922))), existieren.

Das Verständnis des Menschen ist von einem multidisziplinären Geist durchdrungen, dem der Sinn für das Ganze (Totalität) innewohnt (L. 82).

L. 129.

2. Die geeignete Methode,

(1) Zunächst ein Lemma.

a. "Dilthey und seine Schule haben,

(i) zusätzlich zur naturwissenschaftlichen Erklärung (Methode, z.B. in der Psychologie),

(ii) das Erfordernis eines "Verständnisses" (Methode) (...) . Karl Jaspers (...) platziert,

(i) zusätzlich zur Untersuchung von "kausalen" (L.24: *acd / csq*) oder "kausalen" Beziehungen,

(ii) das Studium der "königlichen" Beziehungen". (*Ph. Kohnstamm, Persönlichkeit im Werden (Skizze der christlichen Erziehung)*, Haarlem, 1929, 12).

b. "Der Mensch hat - so scheint es mir - von Natur aus zwei gleich wichtige, aber nicht identische, sondern komplementäre Erkenntnisinteressen:

(i) eine Art von kognitivem Interesse, das auf dem Verständnis von Naturgesetzen beruht - dies aufgrund der Notwendigkeit einer technischen Praxis (Handlungsweise (vgl. L.106: technische Intelligenz; 114: Kognitionswissenschaft);

(ii) eine Art von wissendem Interesse, das auf dem Bedürfnis nach gesellschaftlich und moralisch sinnvoller Praxis beruht. Diese orientiert sich - wie übrigens auch die technische Praxis - an einem Verständnis der Möglichkeit und der Spielregeln (Normen), die einer sinnvollen menschlichen Existenz "in der Welt" innewohnen.

Diese Art des Interesses am Verstehen des Sinns (der Sinnhaftigkeit) hat (i) mit der Kommunikation unter Zeitgenossen (synchron) und (ii) mit der Kommunikation der Lebenden mit der Vergangenheit zu tun, und zwar in Form der Traditionsüberlieferung". (*K.-O. Apel, Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik*, in: *K.-O. Apel u.a., Hermeneutik und Ideologiekritik*, Frankf.a.M., 1971, 26f.).

Entscheidung:

Die zwischenmenschliche Kommunikation wird von einer eigenen Art von Wissen begleitet, dem Verstehen.

(2). Und nun die Analyse.

A. - Es ist bekannt, dass seit den Paläopathagoräern (L.2, 48. 94. 97) fast alle antiken griechischen Philosophenschulen der Freundschaft in all ihren Schattierungen eine besondere Bedeutung beimessen, und zwar als Teil des Lehrprozesses:

"Neben den staatlichen und familiären Bindungen gab es bei den Paläopathagoräern auch jenen Typus des 'freien Zusammenschlusses' (L.39: soziales 'sustèma'), der auf der Grundlage der *sumpatheia* ('Sympathie') entsteht: die Freundschaft. Puthagoras nannte sie "enarmonios isotès", eine auf Verständnis beruhende Ähnlichkeit.

L. 129.

(Anmerkung - “En.(h)armonios” bedeutet wörtlich “gut verbunden; in vollkommener Übereinstimmung” (L.20)). Die Freundschaften seiner Jünger waren “gefeierte Freundschaften”, wie z.B. die Loyalität von Damon von Surakousai (Syrakus; Sizilien) und Fintias (Anm.: Fintias, der vom Tyrannen (Alleinherrscher) Dionusios verurteilt, aber begnadigt wurde, wird im Gefängnis durch Damon ersetzt: im letzten Moment kehrt Fintias zurück, um hingerichtet zu werden). (...). (O. Willmann, *Die Gesch. d. Id.*, I, 333f.).

Auf L.105v. haben wir eine Art der Anwendung dieser “sumpatheia” (und des ihr innewohnenden Wissens) beschrieben: das sokratisch-platonische Gespräch.

B.-- Ph. Kohnstamm (einst Leiter der Amsterdamer Schule (Fortsetzung der Mannheimer Schule (Selz) und der Kölner Schule (Lindworski) auf dem Gebiet der Psychologie des Denkens, sowie ein personalistischer Denker) gibt in dem oben erwähnten Buch anwendbare Modelle sowohl der Wissenschaft (L.36; 83: Positivismus und verwandte; 88vv: Strukturalismus, auch eine Art von Wissenschaft) als auch der Hermeneutik (verstehende Methode).

B.I.—Anwendungsmodell of Science:

Im reduktiven Diagramm (L.6; 41) lautet dies wie folgt.

(A) Beobachtung.

(A)1. Gegeben (= Thema).

a. Robert Brown (1773/1858; schottischer Botaniker) entdeckt an einem bestimmten Tag die (scheinbar) ungeordnete Bewegung, mit dem Wort “Tanz” (L.35: Analogie = partielle Identität), der winzigen Teilchen (System 1: eine stark geteilte, aber nicht aufgelöste Masse), in Suspension in einer Flüssigkeit (System 2). Vgl. L.39v. (Systemtheorie).

b. Wenn ich durch ein Mikroskop auf die Pollen- oder Gummiteilchen (Anmerkung: “Gummi” ist eine Art Gummiharz des siamesischen Garcia-Baums) (= System 1) schaue, die in einer Flüssigkeit (= System 2) schwimmen, sehe ich sie ohne Ende auf und ab “tanzen”. Dies ist die “bräunliche Bewegung

(A)2. Angefordert (= Probleme)

Ein “Naturgesetz” oder insbesondere eine kausale (kausale) Erklärung.

(B) Abduktive Reduktion.

a. Die “molekulare” Theorie der materiellen Systeme (z. B. flüssige Teilchen);

b. die Kollisionsgesetze, die die Wechselwirkung zwischen System 1 (der Sammelflüssigkeit) und System 2 (den Pollen und Gummipartikeln in Suspension) bestimmen.

L. 130.

Mit dieser Doppelhypothese kann die gewöhnliche Physik (Physik) und/oder die Chemie (Chemie), die beide auf der mikrophysikalischen oder mikrochemischen Ebene stattfinden, “erklären” (Dilthey: “erklären”).

Es ist anzumerken, dass die “ideale” Art der Erklärung versucht, so mechanisch wie möglich zu sein (L.45: Mechanismus).

(B).1. Die sowohl deduktiven als auch peirastischen (experimentellen) Reduktionen
Wir werden sie hier auslassen. Sie wären der “Beweis für den Pudding”.

B.II.A. -- Anwendungsmodell der Geisteswissenschaften.

Unter “Humanwissenschaft” verstehen wir hier, im Gegensatz zur Geisteswissenschaft (Hermeneutik), jene Art der Erkenntnis des Mitmenschen, die sich nach dem Modell (Paradigma) des Szientismus verhält.

Kohnstamm zitiert, kurz gesagt, ein solches anwendbares Modell von G. Heymans (1857/1930), *über ‘verstehende’ Psychologie*, in: *Zeitschr. f. Psychol.*, 102 (1927), 6ff (o c 17)

Regulatorisches Modell (Heymans).

Die experimentelle Methode (L.42) - nach Heymans - ist zweifach. Manchmal ist sie “erklärend”, d.h. wenn wir Tests mit natürlichen Dingen außerhalb unserer selbst durchführen. Dann wiederum ist es “Verstehen”, d.h. wenn wir mit unserem eigenen Seelenleben “Tests” machen.

Anwendungsmodell 1.

Die experimentelle Annäherung an die Seelen anderer Menschen.

Nehmen wir - nach Heymans - die Entstehung von Neid (Missgunst, Eifersucht). Hier geht Heymans in typisch kartesischer Weise vor (L.46: beginnend mit der einfachsten Tatsache, abschließend mit der Komplexifikation; 30/32 (beginnend mit der summativen Induktion, abschließend mit der amplifikativen Induktion)). Die *mathesis universalis*, bewusst oder, häufiger, unbewusst, ist das Modell (L. 45/51). Wir übersetzen in das explizit reduktive Schema (L.6; 41).

(A) Beobachtung.

a. Thema

Es ist eine Tatsache, dass Neid immer wieder auftaucht.

b. Problem

Es wurde eine (natur-)wissenschaftliche Erklärung gefordert.

(B)I. Hypothese (= abd. = lemm. = regress. Reduktion).

Wenn die Schöpfung des Neides analog zu aller physikalischen Schöpfung ist, die weitestgehend der Abfolge “acd (Zeichen)/ csq (Folge)” (L. 24: 128) gehorcht, dann wird auch die Schöpfung des Neides experimentell und reproduzierbar im Ausdruck “acd/csq” sein.

L. 131,

Übersetzung in das “Anreiz-Reaktions-Schema”:

(i) acd = Stimulus: wenn der pp (= Subjekt) konfrontiert wird mit:

a. (in seinen Augen) wichtig

b. Glücksgüter,

c. soweit sie anderen (= Mitmenschen) zugutekommen

(ii) csq (= Antwort) dann antwortet dieses pp. mit a. den Symptomen, (‘Zeichen’, ‘Äußerungen’) b. des Unmuts (Gefühls).

(B) II. Versuchsplannung(en) (= deduktiv progressiv ed.)

Wenn die obige Hypothese richtig ist, dann muss sie in mindestens einem (L.33: ampl. ind.) Modell überprüfbar sein. Sagt Heymans wörtlich:

“(i) Zunächst einmal - selbst wenn wir selbst nie Neid erlebt hätten, würden wir (...) das Experiment machen, dass ‘Menschen’ (verstehen: pp.), die von bedeutendem Glück hören, das anderen zugefallen ist, darauf mit Zeichen des Missfallens reagieren.

(ii) Dann würden wir mehrere solcher Fälle “sammeln”. -- Das war unsere Absicht”. (o.c.,17).

(B) III. Das eigentliche Experimentieren (= peirastic ed.).

Da Heymans nur “entwirft” (in dem zitierten Artikel), gehen wir davon aus, dass die tatsächliche Ausführung erfolgreich ist.

(B) IV. Evaluative Reduktion.

Wörtlich sagt Heymans: “Wir könnten uns außerdem informieren über

(i) die genaueren Bedingungen (= acd), unter denen dieses “Gefühl” auftritt,

(ii) die sonstigen “Eigenschaften” der betreffenden Personen (= pp.). Daraus könnte man - z.B. dank der Methode der Korrelationsrechnung (L.51: Kartesische Mathematik) - eine Schlussfolgerung (Klärung) ziehen bezüglich

(i) die allgemeinen (L.101: das allgemeine Rot (Husserl); 115: formal; 123: nomothetisch) Vorläufer des fraglichen Gefühls und

(ii) die günstigen Bedingungen, die ihr Auftreten begünstigen.

Das wäre - so Heymans - die nicht vorausschauende und nicht umfassende ‘induktive’ Methode (...)”. (ebd.).

L. 132.

Anwendungsmodell.

Die experimentelle Annäherung an das eigene Seelenleben.

(A) Beobachtung.

1) “Zweitens können wir unseren Blick aber auch nach innen richten (introspektive Methode).

Stellen Sie sich den Fall vor

(i) acd. (Stimulus): dass eine uns bekannte Person entweder eine hohe Auszeichnung oder das große Los in der Lotterie erhält

(ii) csq. (Antwort): auf die wir, wie vermutet, mit einem Gefühl der Unzufriedenheit reagieren”.

So viel zu dem, was wir reduktionistisch als Thema (die Tatsache) bezeichnen würden.

In diesem Fall würden wir, zumindest meiner Meinung nach, ein Experiment machen, das aber nach der neuesten Terminologie der Psychologie die ‘verstehende’ oder ‘einsichtige’ Methode beinhalten würde” (o.c., 17v.).

Also, wörtlich, Heymans, zu dem, was wir reduktiv das Problem (die Nachfrage) nennen.

(B) I/IV. -- Die abduktiven, deduktiven und peirastischen Reduktionen entwickelt Kohnstamm” bzw. Heymans nicht. Das bedeutet, dass es sich hier nur um ein Lemma handelt. Mehr nicht.

Kritische Anmerkungen

(1) Es ist schwer vorstellbar, wie jemand, der nach Heimmans Hypothese nie Neid erfahren hat, auch nur annähernd wissen (d.h. mit Wissen verstehen) könnte, welche pp.n, mit welchen acd.n, mit welchen csq.n er wählen sollte! Was ist (L.7: eigentliches Sein) “Neid” jenseits von gelebtem Neid? Ist Neid als - (auch) nicht (unbewusst) - gelebte Erfahrung überhaupt denkbar?

Wir glauben ja, aber dann in dem Sinne, von dem wir in L.9 sprachen: Auch das bloß Wahrnehmbare zum Beispiel ist “nichts”.

(2) Kohnstamm, o.c., 18, wendet sich gegen den Begriff “experimentieren”.

Grund: Die Idee des “Experiments” beinhaltet das, was er “bewusste Absicht” nennt.

(i) Mitmenschen - absichtlich - in eine Situation zu bringen, in der sie eifersüchtig reagieren könnten, das ist alles.

(ii) Aber haben Sie, in Anwendung von mod. 2 (eigenes Seelenleben), bewusst meinen, den Neid in Ihnen “aufkommen” oder “aufkommen lassen”? Der Neid ist nicht nur nicht willkürlich (zumindest teilweise: man kann sich auf eine Erfahrung einlassen), er ist noch weniger willkürlich wiederholbar.

L. 133.

(L. 42).

(3) Kohnstamm, a.a.O., 18v., kritisiert also die physikalische (L. 39; 99) Systemtheorie, angewandt auf nicht rein physikalische Daten (wie z.B. die Menschen sind da).

a. Um den Neid zu untersuchen, gehen wir - genau nach der Beschreibung von Heymans - genauso vor wie der Physiker.

1. (i) Er öffnet und schließt einen Strom (= ACD; L.24);

(ii) er stellt fest, dass - bei diesem Öffnen und Schließen - jedes Mal (= eine - einzige Beziehung) eine benachbarte Kompassnadel ihre Position ändert (= CSQ; L.24).

2. Umgewandelt in physikalische Systemtheorie:

(i) ACD: bei genau definierten Ereignissen (Stromöffnung, -schließung in einem System (= elektrisches Netz),

(ii) anderen Ereignissen (Positionsänderungen der Kompassnadel) in einem System 2 (Kompass) jedes Mal folgen; - woraus wir schließen, dass die ersteren die Ursache für die letzteren (die Wirkung) sind.

b.1. Im zweiten Applikationsmodell von Heymans,

(i) Wir nehmen Veränderungen vor - in einem System "I" (Introspektion), das seinen Blick nach innen richtet - mittels acd (Reize), um zu sehen, welche Reaktion das I-System darauf gibt (= csq = Reaktionen),

(ii) ein Problem in einem System "ihr" (der andere, der Mitmensch) zu klären, d.h. seine Reaktionen auf die Reize, denen er ausgesetzt ist.

2. Wenn im System "Ich" auf wohldefinierte acd (Vorzeichen) immer wohldefinierte csq (Folgen) folgen, d.h. auf das Glück, den Neid eines anderen, dann müssen im System "Du", so zumindest die Annahme von Heymans' Methode (= Lemma, Hypothese), auf wohldefinierte acd (Reize) auch regelmäßig wohldefinierte csq (Reaktionen) folgen.

3. Heymans führt sofort das Axiom (Prämisse) der Wesentlichkeit des Systems "Ich" und des "Systems" "Du" ein. Dies ist eine Hypothese, die der Physiker, wenn er (siehe Anwendungsmodell der Wissenschaftlichkeit - L.129v.) nicht-menschliche Daten verarbeiten muss, niemals aufstellen kann oder muss: der Grund ist, dass diese Wesentlichkeit einfach nicht existiert.

L. 134.

Kohnstamm wörtlich: “Anstatt die Gleichheit der beiden Methoden durch Heymans Argumentation (= Argumentation) als bewiesen anzusehen, können wir durch eben diese Argumentation den Unterschied (L. 35; 52; 73v.; 82) zwischen der ‘erklärenden’ (= humanwissenschaftlichen) und der ‘verstehenden’ Methode scharf herausstellen.

Die Methode des Verstehens setzt voraus, dass

- (i) abgesehen von den Axiomen, von denen die Erklärungsmethode ausgeht,
- (ii) zumindest das Axiom der Wesentlichkeit zwischen ‘uns’ und dem ‘untersuchten System’”.

B.II.B -Anwendungsmodell für die Geisteswissenschaften.

Nehmen wir uns einen Moment Zeit, um zu bedenken, was Kohnstamm, der auf der Höhe seiner Zeit war, uns über das sagt, was er zu seiner Zeit “das Problem des Nachkriegstanzes der Jugend” nannte. (o.c., 13v.).

Anmerkung: Kohnstamm nennt zwei Arten von “Nachkriegstanz” (L.47: Einteilung in Typen (Kategorien)), nämlich.

(i) der Foxtrott, ein schneller, ruckartiger Tanz im Vier-Takt-Tempo, - der nur aus Läufen (ohne Figuren) besteht, - der aus dem angelsächsischen Amerika stammt;

(ii) Jazz, ebenfalls aus N.-Amerika, aber aus neger-amerikanischen Zentren, mit als ‘markantem Merkmal’ (L. 26: ‘k’) entweder individueller oder kollektiver Improvisation (ein Akt, der für die Faust gemacht ist); als Substil (L.47: Kategorien), für Kohnstamms Zeitraum, der ‘new orleans’ (1917/1930;--dann gefolgt von Middle Jazz, Be-Bop (1944/1986), dem ‘new orleans’ (1917/1986) und dem ‘new orleans’ (1919/1986).Kategorien), für Kohnstamms Zeit den “New Orleans” (1917/1930; -- es folgten Middle Jazz (1930/1944), Be-Bop (1944/1949), Cool (1949/1954) und ab 1960 der Free Jazz).-- Dies als kulturologischer Wälzer.

(A) Beobachtung.

(a) Themen.

“(Die Tatsache, dass) ... zum größten Teil jüngere Leute (L.120: die (allgemeine) Form), in der Blüte ihres Lebens (der Zeit), nach ihrer Kleidung (L.120: materielle Erscheinung) zu urteilen, in nicht ungünstigen Verhältnissen (L.120: undeutlich), von beiden Geschlechtern, versammelt (L.120: die Form), zu den Tönen von lugubrious (= unrein; L.58v: die Form).L.120: unklar), beide Arten (= Geschlecht; L.120: die Form) zusammen (L.120: Ort), zu den Klängen der düsteren (= unappetitlichen; L.58v.: unappetitlich = unheimlich bedrohlich) Musik (die wir nicht mehr spüren, wir sind in ihr aufgewachsen) (L.120: unklar),

L. 135

mit den deutlichen Zeichen der Langeweile auf ihren Gesichtern (Kohnstamm beschreibt hier den dämonischen Tanz - Zigeuner tanzen anders als wir - Gezelle - vgl. HA 93 Polydemonismus - neu in der europäischen Geschichte: Langeweile) (L. 120: Materialansicht), so unheimlich ('unheimlich' = unappetitlich) (L. 120: unklar), eine beträchtliche Zeit (L.120: Zeit) hin- und hergehend".

Anmerkung: Diese Konfrontation mit der Beschreibung eines singulären Phänomens (dem damaligen (= zeitlichen) Jugendtanz) beweist, wie unzureichend die Beschreibung der Conimbricenses bei (etwas) umfangreichen Verifikationsversuchen ist! Was die Patres des Kollegiums von Coimbra übrigens sehr wohl gewusst haben müssen.

(b) Probleme.

1. "Wenn ich einen 'modernen' Tanzsaal betrete: selbst dann wundere ich mich, stehe ich vor einem Problem, suche ich nach einer 'Erklärung'. Ich "verstehe" nicht, warum (siehe jetzt den Text des Themas).

Mit anderen Worten: Eine Erklärung ist erforderlich, aber so, dass das "Verstehen" auch in dieser Erklärung enthalten ist.

2. Dass der Typus der "Erklärung" auch das Verstehen einschließt, geht aus dem hervor, was Kohnstamm schreibt (o.c.,13):

"Bei der Suche nach einer Lösung dieses Problems (...) gehe ich ganz anders vor (Anmerkung -- Man nehme den Ausdruck 'ganz anders' mit Vorsicht: es ist 'teilweise' anders gemeint) als bei der Suche nach einer Erklärung der Brownschen Bewegung (L.129v.) (= Szientistik).

Ich weiß aber, dass es hier und da immer noch Leute gibt, die die Auffassung vertreten, dass man die Probleme - die der braunen Bewegung und die des Jugendtanzes - auf die gleiche Weise angehen sollte. Also: dass man den Foxtrott oder den Jazz in analoger Weise (L.35) reduzieren sollte (Anmerkung - Dies wird "die reduktivistische oder 'reduzierende' Methode" genannt).

1. zur Bewegung von Atomen und Molekülen (L.129: Molekularstruktur der Materie), in Gehirn, Nerven und Muskeln;

2. auf die Bewegung im Grammophon (das spielt, während die Jugendlichen "tanzen"); genau wie Paul Langevin (1872/1945); französischer Physiker, u.a. Nebel in Röntgenstrahlen, Relativitätstheorie) und Albert Einstein (1879/1955; deutschstämmiger Mathematiker und Physiker, bekannt für sein "Einsteinsches Gesetz" (die Beziehung zwischen Photonen (Lichtteilchen) und Elektronen (Atomteilchen) (1905), sowie für seine Relativitätstheorie) haben die Bewegung der Guttenteilchen auf die Molekularmechanik reduziert (L.129v.; 45: mechanistisches Denkmodell)".

So viel zu Kohnstamms wörtlicher Aussage (o.c.,13).

L. 136

(B)I. Hypothese (= abd. = regress. ed.).

1. Wir geben zunächst den Text von Kohnstamm zu diesem Thema wieder: “Was ich wirklich tue, wenn mich das Problem des Nachkriegstanzes interessiert, ist:

(i) mit diesen jungen Menschen sprechen, um herauszufinden, warum ihr Verhalten diesen - für mich - seltsamen Stempel trägt (L.59: der unheimliche Tanz der Zigeuner).

(ii) Mit anderen Worten: Ich versuche, mit ihnen in inneren Kontakt zu kommen, ihre “gelebte Erfahrung” zu erfahren,

(iii) um also festzustellen, unter welchen Umständen (L.133: System ‘Du’/System ‘Ich’) ich selbst zu einem ähnlichen (L.134: Wesentlichkeit) Verhalten (L.126: Verhalten) gelangen könnte,--solange mir dies nicht gelungen ist, bleibt das Problem ungelöst.

(iv). Man könnte es so ausdrücken, daß ich versuche, diese Bewegung (l.135: hin- und herbewegen) - im Gegensatz zum Braunschitt - nicht unter die Kategorie (L.47: kartesische Typeneinteilung) der Wechselwirkung (der Kausalität) des Falles zu subsumieren (=situieren), sondern unter die der Handlung, der spontanen oder persönlichen Kausalität, (o.c.,14).

2. Nun geben wir das Diltheysche Schema an, (L. 126v.: der eigene Gegenstand 128v.: die geeignete Methode)

(i) a. Das eigene Objekt ist in erster Linie das Vordergrundobjekt,

1. das Tanzverhalten (L.126),

2. in der Zeitgeschichte angesiedelt (L.125),

(i) b. Als Manifestationen des 1. Lebens, 2. und zwar des Seelenlebens, 3. des menschlichen Geistes (L.126), der das Objekt der Geisteswissenschaft ist;

(i)c. strukturiert

1. als diese Tanzgruppe - hier und jetzt (Singular),

2. innerhalb der Jugendsubkultur der Nachkriegszeit (konkret; L. 127).

(ii) a Die geeignete Methode. (L. 128: paläoputhagoräische sumpatheia (“Sympathie”); L. 105: Einmütigkeit) ist im Wesentlichen innerer Kontakt, wie Kohnstamm sehr richtig sagt;

L. 137.

(ii)b. durch Gespräch (L.105: Sokratisch- Platonisches Gespräch (Dialog):

a. wiederholte Gespräche;

b. (*Platon*, wörtlich, im *VII. Brief*),-den Kohnstamm ausdrücklich als Einführung in den inneren Kontakt vorschlägt.

3. Ergebnis: die singulär-konkrete Idee

(L. 119 (global); 122 (eine Gesamtidee/ viele Teilideen als - nach Aristoteles (L.120), der Schule von Coimbra (L.120v.), der Konvergenzmethode (L.121v.), der Badischen Schule (L.122/124), G. Canguilhem (L. 124v.) - versuchten Wilhelm Dilthey und die Geisteswissenschaftler (L.126v.) sie operational-wissenschaftlich zu machen (L.24 : operational).

(B) II/IV (deduktiv, pragmatisch, evaluativ, d. Red.)

1. - Es versteht sich von selbst, dass wir mit dem oben skizzierten Schema (Dilteysches Schema) keineswegs z.B. den "historischen Relativismus" Diltheys persönlich würdigen (mit gutem Grund haben wir deshalb Diltheys Methode von seiner persönlichen Ideologie getrennt (L. 1:97) und sie in der großen unsterblichen pythagoräisch-platonischen Tradition unter Einbeziehung aller möglichen (mit dieser großen Tradition versöhnlichen) anderen Errungenschaften "aktiviert").

2. Auch Kohnstamm verzichtet auf eine effektive Ausarbeitung seines Themas. Sie wird in den folgenden Kursjahren wieder aufgegriffen werden.

3. Nur wenige Texte von Kohnstamm selbst, methodisch grundlegend.

1. "Es muss etwas (L.7) geben, was zwei Menschen gemeinsam haben, -- ein gemeinsames Teil -- obwohl sie immer wieder unterschiedliche Individuen sind, -- sowohl wenn sie übereinstimmen als auch wenn sie uneins sind.

Wenn ich zum Beispiel schreibe: " $17,19 = 323$ ", muss der Leser erst einmal verstanden haben, was ich meine, er muss also in gewisser Weise mitgedacht haben, bevor er sagen kann, ob es richtig oder falsch ist.

Jeder Sprachgebrauch (L.85) ist ein - mehr oder weniger klarer - Versuch, andere an unseren Lebenserfahrungen teilhaben zu lassen (L.132). Die Schriftsprache vollbringt das Wunder, diese Lebensäußerungen über die Klüfte von Raum und Zeit hinweg zu tragen (L.70 (*De perenni philosophia*); 128 (Tradition Hermeneutics)).

L. 138.

Deshalb hat der Solipsismus (*Anm.* -- Max Stirner (1806/1856. Pseudonym von Kaspar Schmidt) hat in seinem Werk *Der Einzige und sein Eigentum* (1845) das individuelle, endlich vergängliche 'Ich' zur Grundlage eines Verhaltenstyps ('Morallehre') gemacht, der den Egoismus (Eigennutz) zur höchsten Verhaltensregel ('Norm') erhebt, unter Ausschaltung aller altruistischen (= den Mitmenschen begünstigenden (L.19: Solovjef'sche Umarmung)) Elemente, wie Max Stirner es nennt (...), ein Anspruch, der sich seiner eigenen Voraussetzungen nicht bewußt geworden ist. Solovjef'sche Elemente), wie Max Stirner es nennt (...), ein Anspruch, der sich seiner eigenen Voraussetzungen nicht bewusst geworden ist. - So viel zu Kohnstamm.

2 -- "Wenn nun jedes Verstehen auf einer Miterfahrung in gewissem Sinne beruht, so heißt das nicht, dass Verstehen nichts anderes ist, als dieselben Erfahrungen zu haben.

Anwendungsmodell.

1. Es macht wenig Sinn, von zwei Menschen, die zusammen im Schnee spazieren gehen, zu sagen: "Sie verstehen sich, weil sie beide die Kälte erleben".

2. Es gibt hier kein "Verstehen" (Kohnstamm meint offenbar "Verstehen" im wissenschaftlichen Sinne, von dem hier auch die Rede ist; -- es ist sofort klar, daß das "gemeinsame Gehen im Schnee" sehr wohl ein "Commonsense-Verständnis" (L. 6, 118) darstellt, die Grundlage des wissenschaftlichen "Verstehens".

Hier gibt es kein (wissenschaftliches) Verständnis.

Der Grund:

(i) Es gibt nur ein gemeinsames "Wahrnehmen";

(ii) es wurde kein Problem (L.129: gefragt = Problem) gestellt, auf das eine Antwort erwartet wird;

(iii) es gibt keine kategorische Bildung (d. h. so etwas wie "begründetes Wissen") der Bewusstseinsinhalte zu diesem Zweck.

3. Sehr zu Recht sagt Spranger (L 127):

"(i) Die rein visuelle (= intuitive, unvernünftige) Darstellung des inneren Erlebnisbereiches eines Mitmenschen ist so wenig (wissenschaftliches) Verstehen, wie die Anregung des Auges 'Sehen' (im Sinne von 'Wahrnehmen') ist.

(ii) Vielmehr beruht das (begründete) Wissen (...) auf dem Erfassen 'kategorialer' (L.138; vg1.47), d.h. analysierter, Bestimmungen (Präzisierungen) und Zusammenhangsformen.

L. 139.

Entscheidung:

Verstehen" ist gleichzeitig **(i)** Erleben ("Nacherleben"), **(ii)** zumindest "kategorisch" geformt (verstanden: gedacht) werden. So viel zum Zitat von Spranger.

Spranger sagt ferner folgendes (Kohnstamm, o.c., 16v.).

(i) Verstehen ist eine Art von Erklärung, und zwar eine Erklärung, die sich auf die Ebene der Daten (L.7: tatsächliche Seinsweisen) bezieht, die als "sinnvolle Totalitäten" gedacht werden können.

(ii) "Verstehen" bedeutet **a/** Daten **b/** aus einer Gesamtheit zu interpretieren **c/** als sinnvoll (in dieser Gesamtheit verortbar).

(iii) Der Sinn liegt in dem, was ist,

(iii)a. in einer Gesamtheit, die logischer Natur ist (Wissenssystem),

(iii)b. in einer Gesamtheit, die axiologischer (L.16; 122) Natur ist (Wert - System), nach ihren eigenen situativen Gesetzen, auf der betreffenden Ebene (Stufe), als ein wesentliches konstituierendes Glied fungiert.

Wir übersetzen in eine besser verständliche Sprache:

(i) Wenn man etwas (L. 7), entweder denkend (logisches Ganzes) oder schätzend (axiologisches Ganzes), in ein Ganzes einordnen (situieren) kann,

(ii) dann zeigt sie, dass sie in diesem Ganzen einen "Ort" (Sinn) hat. -- Nun, "verstehen" heißt nach Spranger im Wesentlichen, etwas einen solchen Ort (= Bedeutung) zu geben.

Hier wird natürlich die Menschlichkeit (innerer Kontakt) als Grundlage eines solchen Sinns vorausgesetzt.

1. Man denke z.B. an Kohnstamm, der im Gespräch mit tanzenden Jugendlichen in Kontakt kommt und ihnen in diesem Gesprächskontakt einen Platz ('Bedeutung') in unserem kulturellen Ganzen und unmittelbar in ihrem subkulturellen Ganzen gibt.

2. Denken Sie an den Dichter G. Gezelle (L.5658), der sich durch Einfühlung buchstäblich in die Welt eines Kälbermädchens (Voetjes) hineinversetzt oder sich auf dieselbe "verstehende" Weise über ein Gedicht von Emmanuel Geibel in den Tanz der Zigeuner und Zigeunerinnen hineinversetzt, - um sich als Kunstliebhaber, aber in einem Gedicht formuliert, darauf einzulassen, damit seine Einfühlung auf uns, die Leser seines Gedichts, übergehen kann (L.137 andere an unseren Live-Übertragungen teilhaben zu lassen). So können wir unsererseits in die Welt der Kinder bzw. der Zigeuner eintreten, wie in eine subkulturelle Totalität.

L. 140.

3A. Das logische Ganze.

Kohnstamm gibt eine Anwendungsmod. von 'Wissenssystem' (epistemologisches System (L.13/16: das transz. Wahre; 42; 124)), das Verstehen betreffend.

(i) Wenn John und Pete gemeinsam "etwas" (L.7) erleben, erlebt John im gleichen Sinne, was Pete erlebt und umgekehrt.

(ii) Wenn aber John Pete "versteht" (im engeren Sinne), dann kann John entweder auf der gleichen oder auf einer höheren Stufe stehen als Pete, aber nicht auf einer niedrigeren (Anmerkung: "Stufe" bedeutet hier offenbar so etwas wie Intelligenzniveau).

a. Würde man ein Kind fragen, warum es mit einem von Maria Montessori (1870/1952; Montessori war Ärztin, aber auch Pädagogin, die 1907 in Rom das Case dei bambini gründete und die Montessori-Methode entwickelte) entworfenen Lehrmittel spielt oder davon fasziniert ist, könnte es nur antworten - wenn es überhaupt dazu in der Lage ist - "Weil es Spaß macht". Das betreffende Kind spricht sofort, als ob es sich nur um eine Frage der Lust handeln würde.

b. Aber wenn *Karl Groos* (man denke an seine *Die Spiele der Menschen*, Jena, 1907-2; *Die Spiele der Tiere*, Jena, 1907-2) oder *Maria Montessori* (man denke an ihre *Wetenschappelijke opvoedkunde* (1916), ihr *Het kind* (1930), ihr *Van het kind naar de adolescent* (1948)), - der erste in seiner Theorie des Spiels, der zweite in seiner Erklärung der Bedeutung von Erziehungsinstrumenten, bringen uns dazu, dieses Verhalten zu verstehen, dann passen sie dieses Verhalten in ein - für uns, aber nicht für das Kind - verständliches (verstehen: transparentes) Ganzes von sinnvoller Kohärenz.

Soviel zu Kohnstamm selbst in Bezug auf die methodische Ebene des Verstehens (vgl. L.33v: es gibt einen gerechten und einen methodischen Vergleich).

L. 141.

3B. - Das axiologische Ganze.

Kohnstamm, a.a.O., 16, gibt uns sowohl appl. als auch regul. mod, des Wertverständnisses.

a. “Verstehen setzt immer eine begriffene (d.h. gedanklich verarbeitete) Einbindung (i) des verstandenen Verhaltens (ii) in einen bestimmten Wertebereich voraus (L.126: Teilaspekte; 127: kulturelle Totalitäten, kulturelle Rahmen).

1. Dazu gehört, dass das “Verstehen” - immer - eine bewusste “Wertbeziehung” ist, in dem von Heinrich Rickert (L.123) angedeuteten Sinne (...).

2. Diese Wertbeteiligung kann sehr unterschiedlicher Natur sein, so unterschiedlich wie die Motive (*Anmerkung*: psychoanalytisch kann man die (unbewussten) Motive mit einbeziehen), die einer Handlung zugrunde liegen, --

(i) Sehr oft wird sie z.B. darin bestehen, in bestimmte vitale (L.77) Lust- oder Unlustgefühle verwickelt zu sein (= gerichtet auf (L.16: abschätzende Kraft; 113v.: Scholast., bzw. Hegelsche Gerichtetheit).

(ii) aber sie kann (...) auch viel tiefer liegen (L.18v.).

b. Anwendungsmodell.

1. So habe ich z.B. das Problem des Tanzes (L.58: 134) erst dann gelöst, wenn mir klar geworden ist, welche Lustgefühle trotz des Anscheins mit ihm verbunden sind und welche Unbehaglichkeitsgefühle (Hemmungen) einen anderen Ausdruck verhindern.

2. Ich ‘verstehe’ das wehmütige Schluchzen eines kleinen Mädchens, wenn ich höre, dass ihre liebste Puppe kaputt gegangen ist.

c. Entscheidung.

Verstehen setzt also voraus,

(i) dass ich aus eigener Anschauung in dem Wertbereich, in dem die Erfahrung liegt, zu Hause bin, und

(ii) auch, dass ich schätze (= gedanklich einordne), wie die Person, die ich verstehe, die Erfahrung darin mehr oder weniger bewusst anordnet - was nicht bedeutet, dass ich mit dieser Anordnung einverstanden bin und noch weniger, dass ich sie als endgültig akzeptiere”.

So viel zu Kohnstamms erstem Ansatz zum axiologischen Verständnis.

L. 142.

(i) “Um ein Verhalten zu ‘verstehen’, ist es notwendig, dass wir

(a) zum Teil nachempfinden,

(b) aber nicht völlig in ihr aufgehen. Mit anderen Worten, wir müssen in gewissem Sinne in der Lage sein, uns von diesem Verhalten zu distanzieren, d.h. über ihm zu stehen - oder zumindest ihm gegenüber. (o.c., 19).

(ii)a. Erster Antrag. Modell.

Wir können es uns nicht verkneifen, hier K. O. Apel (L.128), a.c., 39 zu zitieren: “In jedem Gespräch zwischen Menschen kommt es vor, dass einer der Partner

(i) nicht versucht, den Partner in seinen Absichten hermeneutisch (= verstehend) ernst zu nehmen,

(ii) sondern sich ihm als einem quasi-natürlichen Ereignis (L.130/134: szientistisches Modell) distanziert zu nähern, und zwar in dem Moment, in dem er nicht mehr versucht, die intime Zweisamkeit im und durch das Sprechen, in der Kommunikation aufrechtzuerhalten, sondern im Gegenteil versucht, das, was der Partner sagt, als Symptom einer objektiven Tatsache (= faktische Seinsweise (L.7), so dass er sie wie ein Außenstehender “erklären” kann - und zwar in einer Sprache, an der der Partner nicht beteiligt ist.

(iii) Ein ähnlicher Zug (L.25), d.h. die teilweise Abschaffung der hermeneutischen “Kommunikation”, um sie durch “objektive” (d.h. wissenschaftliche) Erkenntnismethoden zu ersetzen (L.130/143: Humanwissenschaft), findet sich in der Beziehung des Arztes zu seinem Patienten, insbesondere in der Beziehung des Psychotherapeuten zum Neurotiker.

(ii) b. Zweitantrag. Modell

Kohnstamm, a.a.O., 16, führt sinngemäß aus.

1. Verstehen ist keineswegs gleichbedeutend mit Empathie im Sinne von “mitfühlen”, “Partei ergreifen”, “sich (axiologisch) mit der Person identifizieren”, mit der man sich einfühlt.

Zum Beispiel das oft zitierte “tout comprendre, c’ est tout pardonner”. (‘Alles verstehen’ ist gleichbedeutend mit ‘alles verzeihen’) ist - zumindest als psychologische Beobachtung, - ich will hier nicht auf das pädagogische Verhältnis von ‘Verstehen und Verzeihen’ eingehen - einfach falsch (...)

2. Das Vorstehende besagt also, dass das Verstehen eines Verhaltens nicht bedeutet, dass derjenige, der es versteht, sich mit der strahlenden oder ablehnenden Wertschätzung seiner Person, die er versteht, “solidarisch” (“vereint”) erklärt. Ich kann, d.h.,

(i) zu verstehen, dass jemand etwas für wahr hält oder es angenehm oder schön findet,

(ii) ohne diese Wertschätzung zu teilen (L.137: sowohl wenn sie zustimmen als auch wenn sie nicht zustimmen).

L. 143.

und dies

Kohnstamm, o.c., 236, zitiert einen Text von *Eduard Spranger, Psychologie des Jugendalters* (1924-1; 1953-23).

Der Kontext mit Kohnstamm spricht vom Spiel. “In diesem Sinne hat Spranger eine merkwürdige Aussage gemacht. Um zu charakterisieren, was er mit einer “transzendierenden Einheit” (L. 139vv.) meint, sagt er Folgendes.

a. Angenommen, die Aufgabe der Psychologie bestünde nur darin, das zu beschreiben (L. 100: rein deskriptive Phänomenologie), was im individuellen Bewusstsein selbst durchlebt wird, dann liefe die Antwort auf die Frage “Warum spielt ein Kind?” ganz einfach darauf hinaus:

“Weil es ihm Spaß macht”. Grund: In ihm kommt der rein subjektive (= gelebte) Sinn (L.139) des Spiels zum Ausdruck. In diesem Fall gab es keine Theorie über die besondere Form und Richtung des Spieltriebes.

b. Sobald wir aber im Sinne der Theorie von Karl Groos (L.140) behaupten: “Das Kind spielt, um zukünftige lebensbejahende Tätigkeiten zu üben”, transzendieren wir das, was im Spiel tatsächlich erlebt wird.

Denn dieses “um zu” (*Anm.* -- L. 139: Satz) existiert in der Kinderseele noch nicht in voll durchdachter Form -- wir haben es hier mit einem “allumfassenden sinnlichen Zusammenhang” (= “transzendierende Einheit”) zu tun, der zunächst “übergreifend” ist gegenüber dem unmittelbar (d.h. gedankenlos) gelebten Sinn”.

Anmerkung -- Kohnstamm, o.c., 19, sagt, dass “a(p)perception is “fitting into a particular sense”. Das ist es, was Sprangers “Sinnstiftung” (L. 139) ausmacht. Und Herbarts “Apperzeption” (im pädagogischen Sinne) (L. 76), vgl. L. 105 (Platons Idee). Vgl. L. 137 (sing. concr. idea).

L. 144.

4.-- *Sich selbst verstehen*

Kohnstamm, o.c., 19, widmet einige Zeilen dem Selbstverständnis.

(1) Um uns selbst zu verstehen, müssen wir in der Lage sein, uns von unserem eigenen Verhalten zu lösen (von unserer primären Erfahrung oder Miterfahrung). Dies ist nicht immer einfach.

Konsequenz: Selbsttäuschung ist weit verbreitet, schließlich nehmen wir unser eigenes Verhalten in einer falschen, meist "geschmeichelten" (= übermäßig positiven) Weise "wahr". (...)

(2) Schon die Paläopathagoräer (L.2; 48; 94; 97; 128) hatten die Selbsttäuschung, die von den Tiefenpsychologen (Sigmund Freud (1856/1939), Neurologe und Psychiater, Begründer der Psychoanalyse; Carl Gustav Jung (1875/1961); Alfred Adler (1870/1937)) so stark betont wurde, durch

1. Sagt O. Willmann, *Gesch.d. Id.*, I, 321:

"Der Weise (d.h. derjenige, der zu sich selbst kommen will) sollte sich selbst prüfen: "Sofern du dich selbst nicht 'kennst' (verstehst), halte dich für einen Verrückten ('nomize mainesthai')"' sagt ein 'akousma' (d.h. eine typische paläopathagoreische Lehre), die auf ihre Weise das delphische 'Erkenne dich selbst' interpretiert".

2. Etwas weiter (o.c.,330) sagt Willmann - immer von den Paläopathagoreern sprechend -: "Die Zusammenfassung aller Güter, soweit sie das menschliche Subjekt in seinem Ideal betreffen, ist eudemonia ('eu.daimonia'). (.....).

Wenn die paläopathagoreische Lehre als "Eu.daimonein anthropon, hotan agathè psuchè prosγενètai" ("(...) dass der Mensch einen guten Daimon besitzt, wenn er als gute Seele hervorkommt") angegeben wird, - dann schimmert die Grundbedeutung durch, in der das Wort "eu.daimonein" - zur Zeit der Paläopathagoreer - noch verstanden wurde:

(i) 'eudaimon' ist derjenige, der einen guten (= eu) Schutzgeist (= Daimon) besitzt (L.49: Thoth als Schutzgeist in der Sprache) -- so etwas läuft auf 'einen Menschen mit einem guten "Geist" (ánd Lebenskraft ánd "Engel") hinaus, Grund: der Schutzgeist und die Seele -- so der Feruerleer (*Anmerkung* -- Frawasji' (= feruer) ist bei den Mesopotamiern (Irak, Iran) 'daimon', -- was die Römer 'genius' (männlich) oder 'iuno' (weiblich) nannten) und, sogar etwas, Herakleitos von Ephesos (L. 53; 60; 69; 73), wo er sagt "Ethos anthropoi daimon" ("Im Verhalten (zeigt sich) der Daimon"), ist auch die Beziehung 'Schutzgeist' Seele' zu -- austauschbar;

L. 145.

(ii) “Kako.daimon” ist die Antithese (L.53: privative Antithese) von “eu.dai-mon”.

3. Willmann, o.c., 363, kommt auf diese Daimon-Lehre in Bezug auf Sokrates von Athen (L.101v.) zurück, der selbst behauptete, ein “Daimonion” (= Daimon) zu besitzen, mit einer besonderen Begabung, nämlich der inneren Stimme (ein übrigens häufigeres Phänomen, als die Aufklärer meinen).

Auch Aristoteles, nach Platon freilich, teilt den Glauben an eu - und kakodemonia (o.c., 528ff.), -- und zwar u.a. als Grundtatsache des Seelenwissens.

(3) M. Heidegger (L.5; 6; 13; 94), *Sein und Zeit*, I, 142/148 (*Das Dasein als Verstehen*); 148/153 (*Verstehen und Auslegung*), vertieft das Verstehen auf einer ontologischen Ebene (L.5/19) in dem Sinne, dass das In-der-Welt-Sein irgendwo vor jeder begründeten oder theoretischen Tätigkeit (L.77; 138) eine Art von Verstehen von sich selbst als in-der-Welt-mit-anderen einschließt.

Denn in eine Situation hineingeworfen (passiver Aspekt: Geworfenheit), entwirft der Mensch, egal was, immer irgendeine Form der Existenz, nämlich als Mensch in der-Welt-mit-anderen-Sein. (Bitte verzeihen Sie diese typisch Heideggersche Sprache!).

(4) John Dewey (1859/1952), der pragmatistische Begründer der sogenannten “experimentellen Schule”, (L.42; 130), in seinem Artikel *Le développement du pragmatisme américain*, in: *Revue de Métaphysique et de Morale* (Paris), 29 (1922): 4 (oct.-déc.), 410/430, erklärt, wie CSS. Peirce (1839/1914) (L.94/97) steht am Ursprung des amerikanischen Pragmatismus, - Peirce, der später, - um gegen u.a. W. James (1842/1910), den großen Psychologen, Begründer des Pragmatismus im engeren Sinne, zu reagieren, der aber der Nützlichkeit eine erstrangige Rolle einräumte, - die Idee hervorhob (L.104v.; 137; 143), sondern als Prüfung der “pragmatischen Wahrheit” (L.14) oder der “Bestimmungswahrheit” (L.14).

“Die Veränderung der menschlichen Existenz, die sich aus der Anwendung (der Idee) ergibt, macht sie zum ‘wahren’ (Lebens-)Sinn”. (a.c., 413).

Peirce zog die Konsequenzen aus seiner Haltung gegen die bloße Nützlichkeit der Wahrheit: Er änderte “Pragmatismus” in “Pragmatizismus”, um darauf hinzuweisen, dass die Idee an sich eine Schlüsselrolle spielte.

L. 146.

(5) K. Marx (L.67) drückt es im Sinne einer “atheistischen Praxis” aus: “Da - in den Augen des sozialistischen Menschen - alles, was ‘Weltgeschichte’ (L.126: Geschichte) genannt wird, reduzierbar ist:

(i) die vom Menschen durch menschliche Arbeit hergestellte Produktion und

(ii) auf die Schöpfung der Natur im Dienste des Menschen,

Der sozialistische Mensch hat also den sichtbaren Beweis, den unwiderstehlichen Beweis dafür, dass der Mensch nur dank seiner selbst entstanden ist.

Mit anderen Worten, dass er selbst sein eigener Entstehungsprozess (sein eigener Produktionsprozess) ist”. (Dieser Auszug aus dem *Manuskript 1844* ist entnommen aus Jean-Yves Calvez, *La pensée de Karl Marx*, Paris 1956, 550).

Mit anderen Worten: Die Idee der Selbsttätigkeit, die für Peirce und die Pragmatiker, die ihn anders interpretierten, wie James, Dewey und andere, typisch ist, wird bei den Marxisten, die das Denken von Marx in seiner Gesamtheit reproduzieren wollen (L.89: getreue Rekonstruktion der Lehre), zu einer aggressiven, gottverleugnenden Selbsttätigkeit oder ... zu einem Missbrauch des altgriechischen “praxis”.

Entscheidung.

Das Selbstverständnis des Menschen von heute spiegelt dies wider:

(i) negativ, in der Idee der “Selbsttäuschung”; Heideggerianisch: “des Menschen” (derjenige, d.h. der Unerwachte, der vom durchschnittlichen oder sogar gegenwärtigen Massenmenschen im Alltag absorbiert wird); Peircianisch: derjenige, der, anstatt sich selbst, persönlich zu untersuchen, eigenwilligen, rechten oder “liberal-vorrangigen” Meinungen anhängt (L.94/97), wo die wissenschaftliche Methode angebracht ist;

Marxist: der Mensch, der aus religiösen Gründen glaubt, von der Natur und mehr noch von der Übernatur abhängig zu sein, als “Opiumesser”;

(ii) positiv, in der Idee des “Eigenfleißes”, in einer der drei gerade skizzierten Varianten.

Bei Dilthey gibt es etwas Analoges, aber weniger ausgeprägt. Wir werden darauf zurückkommen.

L. 147.

Allgemeine Entscheidung.

Zum Abschluss dieses kleinen Kapitels über das Selbstverständnis wenden wir uns nun Kard zu. John Henry Newman (1801/1890; Begründer der Oxford-Bewegung), wo er behauptet, dass der ganze Mensch mit seinem ganzen Wesen im Prozess des Denkens begründet - und zwar von den "ersten Prinzipien" aus, was Newman nicht im formalen (abstrakt-allgemeinen) Sinne meint (L.115/118), sondern im singulär-konkreten Sinne (L.119/125).

Er "bezieht sich nämlich auf die Prinzipien des persönlichen Denkens, die von der Person (d.h. dem einzelnen Menschen) bedingungslos als sicher vorausgesetzt werden - in der Regel ohne Reflexion (= Nachdenken, Selbstkritik), sogar ohne den Gedanken, dass Reflexion wünschenswert wäre. Es sind Urteile, die gleichsam unverrückbar in der Persönlichkeit eines jeden Menschen verankert sind, die mit seiner konkreten Existenz verwachsen sind. Und die sind bei jedem anders". (Dr. Zeno, *O.F.M.CAP., Joh Henry Newman (An Introduction to His Thinking)*, Tiel/Den Haag, 1963, 47). - Vgl. L.95 (bloßes Unterurteil).

5. die Machbarkeitsgrenzen des Verstehens.

Kohnstamm, o.c.,19v., berührt mit der Frage nach der Machbarkeit den Kern der Diltheyschen Methode. "Eine Bedingung muss (...) auf jeden Fall erfüllt sein, wenn man von 'Verstehen' spricht: Es muss die Grundlage der Mitwahrnehmung vorhanden sein.

Dies bringt uns zu einer sehr grundlegenden Frage: "Ist diese Grundlage für alle Menschen gleich?". Das heißt: haben wir immer und überall das Recht, von dem Axiom der Wesensgleichheit zwischen uns und den anderen auszugehen, das wir oben (L.133/134) als charakteristisch für die Methode des Verstehens kennengelernt haben? Die Antwort von Kohnstamm auf diese Frage ist sehr unterschiedlich.

a. Der empirische Beweis.

L.80 (Empirie) -- "Rein empirisch beurteilt, (...) ist das Axiom der Gleichheit der Wesen höchst fragwürdig.

(i) Es gibt nicht nur eine Entwicklung, sondern auch eine Atrophie (= Verkümmern) der Fähigkeit, Übergänge einer bestimmten Art zu erleben.

(ii) Betrachtet man darüber hinaus die enormen Unterschiede in der Denkweise der Menschen, das Problem des abnormen Menschen, die Unterschiede zwischen den Völkern und Rassen, so muss man feststellen, dass die empirische Evidenz eher gegen als für diese These (= Axiom der wesentlichen Gleichheit) zu sprechen scheint". (o.c.,20).

L. 148.

Anwendungsmodell.

“Wer von wesentlichen (= tiefgreifenden) Unterschieden in den Überlebensgrundlagen der Menschen ausgeht, wie der Anhänger der Übermenschentheorie (*Anm.* -- Friedrich Nietzsche (1844/1900) hat diesen Begriff weltberühmt gemacht), der den Machtmenschen als wesentlich verschieden vom Herdenmenschen sieht, der sich allgemeinen Maßstäben unterwirft, wird auf der Grundlage des rein empirisch gegebenen Materials (*Anm.* -- Das ist alles, was die Menschen an wirklichem ‘Verständnis’ mitbringen), werden sich sicherlich nicht überzeugen (d.h. überreden) lassen”. (ibid.)

Anmerkung -- Kohnstamm spielt hier auf den dritten Denkstil von P. Nietzsche an, in dem er die vergangene und gegenwärtige Menschheit, soweit sie an die etablierten Werte (insbesondere die überlieferten Religionen und in Bezug auf die Philosophie den Platonismus (L.103/105)) “glaubt”, als überholt, ja verwerflich (“Sklavenmoral”) abtut;

2. Darin sagt er in einer nicht näher bezeichneten Zukunft den Übermenschen als einzigen “Sinn” (L.139; 143) der heutigen Menschheit voraus (“Herrenmoral”).

Es ist sofort klar, dass es in Nietzsches gemeinsamer Erfahrung eine unüberbrückbare Kluft zwischen den “Sklaven” und den “Herren” gibt. Es sei denn, man geht davon aus, dass der für das Verstehen so typische “innere Kontakt” über diese Kluft hinweg möglich ist (L.137;143).

Jedenfalls scheint so etwas wie die Zuneigung (Altruismus; L. 19), wie sie das Christentum (Solovjef) konzipiert hat, völlig ausgeschlossen zu sein.

b. Kohnstamms Zeugnis des Glaubens.

Wir zitieren den Text ohne Kommentar. Der Grund: Kohnstamm erhebt keinen Anspruch auf die Allgemeingültigkeit seiner “ersten Prinzipien” (L.147), um es mit Newmanschen Worten zu sagen.

Obwohl ein biblisch denkender Mensch meiner Meinung nach kaum an Kohnstamms Ansicht zweifeln kann. In diesem Sinne ist sein Ansatzpunkt allgemeiner als seine Singularität.

L. 149.

“Wenn wir (...) in unseren Überlegungen von der wesentlichen Einheit der Menschheit ausgehen (womit offenbar jene ‘Einheit’ gemeint ist, soweit sie sich im Verstand durchsetzt), d.h. von der Vermutung (abd. = hypothetisch = Regress. Anm. d. Red.: L.136v.), dass alle Menschen geeignet sind, einander zu verstehen - wie groß auch die Hindernisse (L.147v. = empirisches Material) sind, die im konkreten Einzelfall das gegenseitige Verstehen behindern -, dann müssen wir deutlich machen, dass wir (...) ein Axiom (L.133v.) aussprechen.”

1. Dieses Axiom ist in erster Linie im axiologischen (L. 141/143) oder wertmäßigen (L. 16; 122; 139; 141/143) Sinne dieses Wortes zu verstehen.

2. Dieses Axiom ist zweitens im religiösen Sinne zu verstehen, d.h. als ein Glaubenszeugnis.

Anmerkung -- O.c., 72, Kohnstamm gibt einen Hinweis auf das, was er hier sagt, früher verstanden.

1. Er spricht dort von William Stern (1871/1939), dem Begründer der personalistischen (L.125) Psychologie. “Für Stern fehlt selbst Gott - den er (...) ‘die Gottheit’ (Anm.: die abstrakt-allgemeine ‘Gottheit’) nennt - das Selbstbewußtsein.

2. Eine religiös-persönliche Beziehung (im Sinne eines “Gottesverständnisses”) im Sinne einer “Ich-Du-Beziehung” (Anmerkung: Kohnstamms Ausdruck erinnert an die “Ich-Du-Beziehung” von Martin Buber (1878/1965)) ist für Stern nicht möglich. Er bezeichnet sich selbst als “Anhänger eines personalistischen Pantheismus” (Anmerkung: Pantheismus

(i) erkennt die Gottheit als allgegenwärtige Realität an,

(ii) aber keinen persönlichen Gott anerkennt (mit dem Selbstverständnis, das die Person als Person hat)).

3. Kohnstamm erinnert dann daran, wie er in einem früheren Werk (Problem der Wahrheit, V) “in eigener Erfahrung” - wie er sagt - die Tatsachen dargelegt hat, die ihn zu einem anderen Bekenntnis “zwingen” (sic!): “Wer (so fährt er fort) seinen Herrn gefunden hat, an den er sich bedingungslos gebunden weiß, kann die Existenz der ‘Ich-Du-Beziehung’ nicht mehr leugnen” (ebd.). (ebd.).

Mit anderen Worten: Bei Kohnstamm scheint die Gottesbeziehung das Vorbild aller Ich-Du-Beziehungen zu sein (die Grundlage allen Verstehens).

L. 150.

Kohnstamm sagt weiter: “Wir akzeptieren eine Grundannahme als Richtschnur für alle ‘verstehenden’ Arbeiten (L.78v.;89) der Wissenschaft ..., weil wir sie trotz der Einwände, auf die sie stößt, nicht loslassen wollen. ... weil wir diesen Satz nicht loslassen wollen, trotz der Einwände, die er hervorruft. Einwände, die infolgedessen zu Problemen für uns werden. Wir weigern uns, alles, was uns im Widerspruch zu dieser essentiellen Verständlichkeit zu stehen scheint, als “so ist es”, als “endgültig” (Wort, Sache) zu akzeptieren, mit dem wir uns abfinden müssen.

1. Erst die Vollendung der - zumindest im Prinzip - unendlichen Aufgabe der Wissenschaft könnte diese “Prämisse” (L.26: VZ), d.h. das Axiom der Wesentlichkeit, widerlegen.

2. Andererseits müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass jemand, der die gegenteilige Position vertritt, aus demselben Grund auch nicht durch wissenschaftliche Beweismethoden widerlegt werden kann”.

Kurzum: Ob das Axiom der Intelligibilität gültig ist oder nicht, kann für Kohnstamm niemals rein wissenschaftlich beurteilt werden; die Antwort (= Test = peirastic ed.: L.137) liegt außerhalb und vielleicht jenseits jeder festen (positiven) Wissenschaft.

Der traditionelle aufgeklärte Rationalist (L.80), ob Intellektualist oder Empirist, wird dies als “Irrationalismus” brandmarken, d. h. als blinden Sprung ins Unaufgeklärte (Irrationale).

Aber anstelle von Kohnstamm, der diese Frage zumindest hier nicht berührt, antworten wir: Du, Rationalist, ob Intellektualist oder Empiriker, noch Kohnstamm (der Irrationalist), beweist nicht, anders als der Foundationalist (L. 95/97), deinen eigenen Ausgangspunkt.

Was darauf hinausläuft: Auch Sie, Aufklärer, beweisen Ihr Axiom, nämlich das Axiom der absoluten Rationalität, nicht - zumindest nicht rein wissenschaftlich - mit den Mitteln der - bloßen - (Fach-)Wissenschaft. Mit anderen Worten: Auch Sie sind, wenn Sie es ehrlich zugeben wollen, “irrational”.

Für die Bibliographie siehe L. 96 (insb. Bartley). Für Kohnstamm gilt folgende Beschreibung (keine ‘strenge Definition’): “Die Verstehensmethode versucht, auf der Grundlage der angenommenen wesentlichen Übereinstimmung zwischen uns und anderen Personen, deren Verhaltensweisen (L.126) und Gesellschaften (L.132) zu ordnen, indem sie sie (L.33;--20v.) in (L.139/143: 68v. (Dialektik); 82 (gegenwärtige Dialektik) in die - aus unseren eigenen Gesellschaften bekannten - Wertesphären”.

So viel zu Kohnstamms These.

L. 151.

c. -- Unsere eigene Erklärung.

Sie baut auf der These von Kohnstamm auf, enthält aber zwei Anmerkungen.

a. Eine wissenschaftliche Arbeit, die sich ausschließlich auf ein Glaubenszeugnis stützt, ist zwar biblisch (und von uns akzeptiert), aber rein (berufs-)wissenschaftlich doch ein wenig verdreht. Deshalb kehren wir zu zwei früheren Positionen zurück.

b.1. Streng genommen handelt es sich bei einer Geisteswissenschaft, die einen (religiös-biblischen) Glauben bezeugt, um eine Art Fideismus oder Glaubensphilosophie.

a. Glaube", rein philosophisch - ist:

(i) freie Zustimmung

(ii) mit den Ansprüchen von jemandem (Mitmenschen, Gott),

(iii) allein auf dem inneren Kontakt (L.136:149: "Ich-Du-Beziehung") mit dieser Person (Mitmensch, Gott) und unmittelbar auf dem (möglichen, unbegrenzten) Vertrauen in die Glaubwürdigkeit ihrer Behauptungen beruht.

b. Fideismus" ist die Art von Philosophie (die auch eine Wissenschaft sein kann, wie im Fall von Kohnstamm), die dem oben beschriebenen Glauben entweder eine höhere oder eine gleichberechtigte Rolle in Bezug auf das rationale Handeln zuweist.

1. Dass die Rationalisten (L.80) dagegen Einspruch erheben, ist verständlich: Ein bloßer innerer Kontakt mit entsprechendem Vertrauen kann einen Glauben niemals in einen rationalen verwandeln.

2. Der Punkt, an dem Kohnstamm (und andere Fideisten) Recht haben, ist, dass sie die Vernunft (intellektualistisch, empirisch), wie sie von den Fundamentalrationalisten konzipiert wurde, für zu eng halten, ja für eine raffinierte Form des Irrationalismus. In diesem Sinne ist der Fideismus eine einzige Art der Befreiung, von der Engstirnigkeit der Aufklärer.

Entscheidung.

Weder Fideismus noch aufgeklärter Rationalismus. Aber ein dritter Weg.

L. 152.

b.2. (i) Die Dialektisierung der geisteswissenschaftlichen Methode.

Man wiederhole nun L.77/67 (Die Lemmata der gegenwärtigen Dialektik).

Zwei Lemmata sind für Kohnstamms Glaubenssprung besonders relevant.

1. Was rein wissenschaftlich und nicht beweisbar und nicht widerlegbar ist (L.150), sollte daher nicht auf Glauben beruhen.

a. - Im Grunde führt Kohnstamm seine Glaubenserfahrung, die “Ich-Du-Beziehung” als Modell, in die Geisteswissenschaft ein, nur um ein Lemma für die Analyse zu haben. Das ist alles. Der Grund dafür ist, dass dieser Glaube im Übrigen bei seinen Erklärungen keine direkte Rolle mehr spielt.

b. - Aber warum führt man dann nicht einfach die platonische lemmatisch-analytische Methode ein (L.6; 41)? Denn Kohnstamms Überzeugung macht nur als Lemma, als vorläufig angenommene Idee, wissenschaftlich Sinn! Anstelle einer Appl. mod. (Glaubens-Lemma), warum nicht das regulative Modell (Lemma überhaupt (= ohne mehr), universal)? Gerade deshalb bekommt das typische Glaubenslemmas seinen richtigen Platz. Vgl. L.78v.

Anmerkung: Natürlich beziehen wir uns - ausdrücklich - auf L. 41: Dort ist der platonische lemmatisch-analytische Ansatz “reduktiv”. Siehe nun L. 32 (der ed. Grundriss; 134; 135; 136; 137: zutreffend.).

2. Wenn Dilthey selbst feststellt, dass

(i) ohne die Naturwissenschaften (= Szientistik; L.152v.) zu “erklären” - z.B. bei der Untersuchung des Einflusses der Umwelt auf das Verhalten (L.126: Verhalten; 127: die Gesamtheit).

(ii) Das “Verstehen⁴ der Geisteswissenschaft ist unmöglich; wenn er feststellt, dass

(i) ohne (nur eine Art von) ‘Verstehen’, d.h. das Verstehen der Prinzipien (= Lemmata) der professionellen Wissenschaft im Sinne des Szientismus, wie wir gesehen haben (L.150: Irrationalismus der Illuminatoren; 133: Axiom der Essenz).

(ii) sie nicht “erklären” kann, wendet er willkürlich das Komplementaritätsprinzip der Dialektiker an (L.81vv). Dies beweist, dass die Dialektik die Probleme versteht und löst.

L. 153.

Literaturhinweis :

O. Pöggeler, *Einführung*, in: O. Pöggeler u.a., *Hermeneutische Philosophie*, München, 1972, 17f.

Anmerkung - Was den Pessimismus in Bezug auf die Empathie (L.147v.) betrifft, so kann man hier auf Folgendes verweisen

(i) die Psychologie des Schauspielers oder der Schauspielerin, der/die auf eine ganz besondere Art und Weise,

(a) Innenkontakt (L.136) und

(b) Anzeige (L.153 (angemessene Meth.);137 (singulär-konkrete Idee)), auf das zu interpretierende Verhalten und seinen Träger (den Mitmenschen), sachlich und manchmal sehr wiederholt. Dieser wird dann als “geborener Schauspieler” (im Sinne von “Reproduzent” durch Gefühl und Empathie) bezeichnet.

(ii) die (Para)Psychologie des Sensiblen (sensibel, “sehend”), wobei wir uns auf L.27 beziehen (den Xhosa-Negro-Afrikaner, der (i) unmittelbar, (ii) “sieht” (oder, wie viel und was hört)). Vgl. L.110 (der wahre “Seher”).

Bei näherer Betrachtung kann man sagen, dass der “Seher” identisch handelt (L.35f.), d.h. eine teilweise Identität mit dem Objekt seines “Sehens”. Dieser (paranormale ‘mantische’) ‘Akt des Verstehens’ verbessert in bemerkenswerter Weise den einseitigen Pessimismus Kohnstamms (vgl. L.64 (unten); 99 (transempirische Verifikation von Hans Reichenbach)).

Natürlich setzt dieses (‘Lemma) voraus, dass man die Vorurteile der fundamentalen Aufklärer überwindet; ein ‘mantisches’ Phänomen, ein paranormales Phänomen - einmal festgestellt - ist eines Lemmas, einer Analyse würdig.

Auch hier ist der komplementäre und multidisziplinäre Ansatz der Dialektiker zu beachten. Der Geisteswissenschaftler schließt - apriorisch (L.95/97) - nichts, auch nicht die viel geschmähten “paranormalen” Phänomene, als Analyseobjekte aus.

b.2. (ii) Phänomenologie und “Hermeneutik

Der ältere Dilthey (O. Pöggeler, o.c., 15) kritisierte scharf, dass das “Leben” (L. 126v.)

1. sich selbst zu verstehen (L.144/147) und seine Mitmenschen zu verstehen (L.128/143; 147/153),

2. (i) Erfahrung (d.h. mehr oder weniger bewusst durchleben), (ii) Ausdruck (L.126 (Äußerungen); 136 (Ausdrücke)) und (iii) Darstellung (L.137 (die singulär-konkrete Idee)).

L. 154.

Mit anderen Worten - wie seit Hegel (und für ihn seit der deutschen Romantik (L.67:126)) immer wieder gesagt wurde - ist das Leben, das zum (mehr oder weniger vollen) Bewusstsein (= Bewusstsein seiner selbst) kommt, das Geheimnis des älteren Dilthey.

Dies wirft das Problem der richtigen Positionierung der Phänomenologie auf (insb. ihre ideative (L.100vv.: 119) Form)

“Wäre das Leben nicht von Anfang an mit der Fähigkeit ausgestattet, einen Sinn zu verstehen und auszudrücken (‘signifiante’), wäre das Verstehen unmöglich (...). Sollte man also nicht heimlich (‘subrepticement’) auf alle Möglichkeiten einer ‘Philosophie des Geistes’ zurückgreifen, gerade wenn man sich mit ‘Lebensphilosophie’ beschäftigt?

Eine solche Schwierigkeit grundsätzlicher Art bedarf der Klärung - und nicht anders, wenn man ihre Lösung in der Richtung der Phänomenologie als Winkel zur Hermeneutik (= ‘Geisteswissenschaft’ (...)) sucht. (P. Ricoeur, *Le conflit des interprétations (Essais d’hermeneutique)*, Paris, 1969, 9).

Diese “wissenschaftliche” Formulierung von Ricoeur, einem hervorragenden Kenner der Philosophie des Geistes, läuft darauf hinaus, das richtige Verhältnis zwischen “Geisteswissenschaft” (Hermeneutik) und “Phänomenologie” zu skizzieren.

1.-- Die Phänomenologie (L.94/112) ist - noch einmal zusammengefasst -

(i) ein Phänomen (tatsächliche Seinsweise, soweit sie unmittelbar erkennbar ist),

(ii) auszusprechen, d.h. richtig zu verstehen, in Worten. Im Falle der eidetischen Phänomenologie spricht man von der (allgemeinen) Essenz des Phänomens.

(iii) Eine phänomenologische Psychologie (L. 108) könnte also sowohl das Verständnis von sich selbst (L. 144/147) als auch das Verständnis (des Seelenlebens) des Mitmenschen (L. 128/143; 147/153) zum Gegenstand haben. Das ist ein erster Treffpunkt.

W. Daim, *Tiefenpsychologie und Erlösung*, Wien/München, 1954, 18ff. bringt es auf den Punkt: “Die Phänomenologie ist (...) der erste Schritt zu den Daten des menschlichen Seelenlebens (als Beschreibung der genau beobachteten Phänomene, hier: des Seelenlebens von uns selbst und unseren Mitmenschen)”.

L. 155.

2. die Geisteswissenschaft (L.126vv.) (nach W. Daim, ebd.) läuft darauf hinaus:

(i) Die Klärung (ii) von phänomenologisch beobachteten Phänomenen (iii) im Hinblick auf ihre “Bedeutung” (“meaning clarification”; L. 139/143).

Mit anderen Worten: Die Geisteswissenschaft verortet die (phänomenologisch) erfassten Phänomene (des (Seelen-)Lebens) im Von (L. 145 (Vorstellung)) und im Zu (L. 145 (Gestaltung); 143 (zu - zu)) desselben (“Sinn”).

Insbesondere Eduard Spranger (L.127; 138vv) hat dies mit seinem Begriff der “Struktur” (L. 41) betont.

(a) “Sprangers Definition von ‘Struktur’ entspricht der Definition von ‘Gestalt’ (L.25; 64) (...): “Ein innerlich organisiertes Ganzes, dessen Teile (L.37v.) organisch aufeinander bezogen sind (L.68 (Organismus); 83; 85 (Organismus)), während das Wesen der Teile und ihr Funktionieren durch das Ganze bestimmt werden” (S. Rombouts, *Psychologie voor Benedict*, Tilburg, 1954). (L.35 (Identitivismus); 37 (mehr als Identitivismus)), während das Wesen der Teile und ihr Funktionieren durch das Ganze bestimmt werden” (S. *Rombouts, Psychologie für Erzieher*, Tilburg, 1954-1,1957-2 (*Allgemeine Psychologie*), 257).

(b) Der große Unterschied (zwischen der Spranger’schen “Struktur” und der “Gestalt” (Wertheimer, Köhler, Koffka, etc.) ist der:

(b)1. Wertheimer (M. Wertheimer (1880/1943), ll. von Stumpf und Külpe, Begründer der Gestalt- oder Formpsychologie; W. Köhler (1887/...), ll. von Stumpf; K. Koffka (1886/1941), ll. von Stumpf (1848/1936; ll. von Brentano (1838/1917; Grazer Schule)) waren Wertheimers Gefährten. van Brentano (1838/1917; Grazer Schule)) waren Mitarbeiter Wertheimers) wenden das Prinzip der “Totalität” auf die Phänomene der psyché an, d.h. auf psychische Phänomene ohne Seele;

(b)2. Dilthex, Spranger et al. wenden das Prinzip der gleichen Totalität - zunächst - auf die Seele selbst an. “Die Gestaltpsychologie bleibt das Studium der ‘Phänomene’, -- die Strukturpsychologie wird wieder zur wahren Seelenwissenschaft” (S. Rombouts, ebd.).

Die “Seele” ist (i) nicht in einer Menge von Bewusstseinsphänomenen enthalten, (ii) auch nicht in einem Komplex von “Gestalten”: was sich im Bewusstsein abspielt, sind nur Äußerungen (L. 126; 136; 153), Manifestationen, des “aktiven Ichs” (= die lebendige Seeleneinheit als Träger der Taten).

L. 156,

“Die ‘Modernen’ - Spranger meint seine unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen - haben das menschliche Selbst auf einen ‘fließenden Prozess’ reduziert. Nein: Es gibt ein dauerhaftes geistiges Subjekt - etwas, das inmitten der Veränderungen unverändert bleibt. Die endgültige Entwicklung seines Lebens liegt im Menschen selbst”. (S. Rombouts, o.c., 257v.).

Nun, - so Spranger - die Seele (das Ich) ist eine “Struktur”, d.h.

(i) eine geschlossene Kohärenz von Überlebens- und Aktivitätsmöglichkeiten,

(ii) auf Werte gerichtet (= axiologischer Aspekt) - man denke an sein ‘to - to’ (143: Sinn),

(iii) zentriert (in einem Prinzip begründet) im geistigen “Ich” (der individuellen Seele) (ebd.).

Dies rechtfertigt voll und ganz den Begriff “Geisteswissenschaft”, d.h. die Wissenschaft vom Verhalten und der Geschichte der Manifestationen (“Objektivierungen”, “Projektionen”, “Werke”) des Geistes, verstanden als das geistige Ich (L.134).

“Sagen Sie mir, worauf Sie Wert legen, und ich sage Ihnen, wer (= welche Art von ‘Struktur’) Sie sind”, sagte Spranger. Die individuelle Seele ist schließlich das, was sie als den dominierenden Wert des Lebens verehrt.

Wenn man also jemanden “verstehen” will (innerer Kontakt), sollte man das singulär-konkrete Wertesystem durchdringen, das die individuelle “Struktur” bestimmt. Schließlich ist es genau diese Art von Konfiguration der bevorzugten Werte (L.55: Konfiguration), die das Verhalten einer Person, ihre Geschichte, organisiert - vgl,

Anwendungsmodell vom Strukturtyp

Man nehme den Wirtschaftsmenschen, er lebt, um Geld, Geldmacht, Geldglanz usw. zu gewinnen (‘verdienen’): der Sinn (= to - to) ist alles, was Geld und Geldverwendung ist.

a. Tugenden: Sparsamkeit, Arbeitsethik, Geldethik. -

b. Relationen: die Dinge - z.B. Kunstgegenstände - sieht er unter dem Gesichtspunkt der Verkäuflichkeit und des “Geldverdienens”; die Mitmenschen - z.B. seine Frau - haben als “Hausfrau” (die ihm das Geldverdienen erleichtert), als “Geschäftsfrau” (die ihm den “Gewinn” verschafft) “Geldwert”, bevor sie “Mitmensch” ist (ihre “Nützlichkeit” überwiegt); vor allem “Know-how” (für das Geschäft klug nützliches “wissenschaftliches Wissen”) ist “Geld”; usw..

L. 157.

Anwendungsmodell des Strukturtyps.

Nehmen wir nun den Ästhetiker. -- Er lebt, um das Angenehme, das Erhabene - mit einem Wort: die Schönheit - zu genießen und sich daran zu erfreuen. Die Ästhetik ist der "Sinn" seines Lebens, zumindest der wichtigste oder dominierende (Wert).

a. Tugenden: Sinn für Schönheit, mit dem er alles "reinigt".

b. Proportionen: die Dinge:- z.B. eine einfache Straßenecke - "sieht" er als etwas "Schönes", ein Mädchen ist für ihn etwas "Entzückendes" usw.; der Mitmensch im engeren Sinne: seine Frau soll mitbewundern und genießen; sie selbst ist vorzugsweise "entzückend" (körperlich, der Dekoration nach); das Geld - der Hauptsinn des Wirtschaftsmenschen - ist für ihn ein nützliches Ding, "um damit etwas Schönes zu kaufen".

Mit anderen Worten, auch er kennt und schätzt die Ökonomie, aber dieses Mal untergeordnet zu ihrem singulär-konkreten Hauptwert, dem ästhetischen Wert.

Wie Spranger selbst betont: In keiner einzelnen Seele fehlt auch nur eine Art von Wert, sondern sie sind alle vorhanden; aber eine überwiegt und alle anderen sind ihr zugleich untergeordnet (Komplementierung; L.66).

So unterschied Spranger zwischen Wissenschaft (mit dem "theoretischen" Menschen), Wirtschaft (mit dem ökonomischen Menschen), Kunst (mit dem ästhetischen Menschen), sozialem Leben (mit dem sozialen Menschen), Politik (mit dem Machtmenschen) und schließlich Religion (mit dem religiösen Menschen).

Vgl. seine *Die Lebensformen* (1914), wo "Lebensformen" Strukturtypen bezeichnen. Die Amerikaner G. Allport und P. E. Vernon haben 1951 den Wert dieser Typologie mentaler Strukturen getestet und für überprüfbar befunden, wenn man sie gegenseitig einschließend (nicht gegenseitig ausschließend) verwendet. Vgl. L.126; 127.

Anmerkung: Geisteswissenschaften und Tiefenpsychologie.

1. Spranger hat - mit anderen (Stern, Bühler, Koffka, Kroh) - u.a. in seinen Texten über Kinder und Jugendliche "den einen, allumfassenden Lebens- und Entwicklungsprozess" betont (S. Rombouts, o.c., 264).

2. Seit der Zeit der großen "Drei" (Freud, Jung, Adler; L.144) hat die Anthropologie ihren Horizont erweitert, um die unbewussten, unterbewussten und überbewussten Schichten des menschlichen Geistes zu erfassen.

L. 158,

Auch die Strukturalisten (l.88vv;) haben das Verhalten oder die Kultur als einen zu entschlüsselnden Code (Geheimsprache) analysiert, der zumindest zum Teil unbewusst ist.

Insbesondere die Psychoanalyse Freuds, als Psychologie des Unbewussten, ist eher medizinisch (neurologisch, psychiatrisch) ausgerichtet: Sie versucht, das Pathologische (Kranke, insbesondere die Neurose) zu verstehen. Insofern ist sie eine verstehende Wissenschaft vom Menschen.

Da sie jedoch das Zentrum nicht in den Verstand (das (bewusste) Ich), sondern in die unbewussten Schichten verlagert ("De-Zentrierung", sagen die strukturellen Psychoanalytiker), ist sie keine Wissenschaft des Verstandes, vgl. L.156 (134).

1. Es sei denn, man geht, wie die weitgehend vom Bewusstseinsdenken (L.80) geprägte Tradition für aufgeklärtes Bewusstseinsdenken (Lemma, in dem man annimmt, dass der Mensch in seinem Wesen Bewusstsein ist), von der Behauptung aus, - man denke an die jahrhundertlang im antiken Griechenland verbreitete Daimon - Lehre der Paläopathagoräer (L. 144v.) - dass Geist mehr ist als "Bewusstsein". These, die wir hier bereitwillig als Lemma akzeptieren.

2. Aus der paläopathagoreisch-platonischen Tradition heraus ist die Tiefenpsychologie lediglich das Studium des unbewussten Geistes (I). In diesem Sinne (und nur in diesem traditionellen Sinne) ist die "Tiefenpsychologie" wirklich eine Wissenschaft des Geistes.

Zu L. 2 haben wir gesagt, dass die Paläopathagoräer nicht mit der alten (= archaischen) "Weisheit" brechen wollten. Alle archaischen Kulturen wissen - zu Recht - sehr genau über das Unbewusste Bescheid.

Nur die aufgeklärten Rationalisten haben fälschlicherweise geglaubt, sie müssten eine radikal "neue" Prämisse "vorlegen". Die neuere Tiefenpsychologie hat gezeigt, dass auch dies ein Lemma war, das bei einer Analyse (Psychoanalyse) falsifiziert wird.

Entscheidung.

(i) Phänomene genau als Phänomene darstellen;
(ii) sie zu "verstehen" (indem man sie in "om-te"-Strukturen der Seele (I) einordnet);
(iii) Phänomene, die genau beschrieben werden, und Seele, die "verstanden" wird, - und das zum Unbewussten.

Das ist Geisteswissenschaft in ihrer Gesamtheit.

L.159. **Lesezeichen**

Vorwort: L.1/3. -- philosophische Logik (Theorie des Denkens)-- L. 4/158.

I. -- Einführung (der Sockel).-- L. 5/874

I.A. ontologischer Sockel -- L. 5/19 ((I) ‘Wenn etwas, dann Tatsache und Sein’ (L.6/10); (II) ‘Wenn etwas, dann das Eine, Wahre, Bewertbare (Gute)’ (L.10/19))

I.B. harmologischer (ordentheoretischer) Sockel,-- L.20/87.

B. (I).1. -- die summative Induktion;-- L.22/33 (amplif. Induktion: L.30/33).

B. (I).2. -- inl. zur vergleichenden Reihenfolge -- L.33/66.

A. -- **das Lemma** (1. Sammeln; 2. Vergleichen von in und out; 3. Identische und mehr als identische Beziehung; 4.

B.-- **die Analyse** (= appl. mod).-- L. 42/66.

1. die Messgleichung (L.42/51; mathesis universalis: L.45/ 51).

2. die Differentialgleichung - L. 52/66 (Typologie der Gegensätze (L. 52/54).

2.1 - die Idee idifferential (L.55/60).

2.2.-- die Auswirkungen des (schrittweisen) quantitativen Wandels auf die Qualität (L.60/66),

B (II) - der “neue” und der “wissenschaftliche” Dialekt. als Harmologie. -- L.67/87.

1 -- Die neue (moderne) Dialektik -- L.67/75 (Die vier Lemmata).

2.-- Zeitgenössische (= wissenschaftl.) Dialektik -- L. 76/87.-- (intentional (L.77v. (Begegnung))); lemmatisch-analytisch (L.78v.) abstrakt (L.79/81 (intell. und/oder empir. Aufklärung)); komplementär (L.81v.); einheitlich (= organisch) (L.82/86); historisch (evolutionär) (L.86v.)

II. Denkanstöße - Modelle - L. 88/158.

1. ein einziges konzeptionelles Modell der vergleichenden Textorganisation (L.88/93; - Strukturanalyse (L.91v.: Kollektiv / Empirisch))

2. die Phänomenologie als vergleichende Ordnung (L. 94/112; c(i): Phänomen (L.94/ 99; c(ii): Aussprache (L.100/112).-- Hist. verif.: Sokratische Mäeutik (L. 101/103); Platonische Dialektik (L.103/105).-- Inl. zur Mythologie (L. 108/110; L.111/113).

3. die “formale” (abstr.-algeb.) Logik als komparative Ordnung (L.113/118; mathematisch - Anwendung (L.116/118)).

4. die “idiographische” (sing.- concr.) Theorie des Denkens (L.119/125).

5. die Idee der “verstehenden” Methode (L.126/158; 1. Wissenschaft (L.129v.); 2.

Deo trino gratias.